

Deutsch English Editorial

Rechtspopulismus und Nationale Identität Right-wing populism and national identity

Anton Pelinka (Innsbruck)

Deutsch Die FPÖ im internationalen Vergleich - Zwischen Rechtspopulismus, Deutschnationalismus und Österreich-Patriotismus

English The FPÖ in international comparison - Between right-wing populism, German nationalism and Austrian patriotism

Wilhelm Kempf (Konstanz)

Deutsch Die Konstruktion nationaler Identität in der österreichischen Presse seit '45

English The construction of national identity in the Austrian press since 1945

Kerstin Stettner & Franz Januschek (Oldenburg)

Deutsch Entlarven - ein Handlungsmuster des populistischen Diskurses (am Beispiel der Haider-Talkshow von und mit Erich Böhme)

English Exposure - an action pattern of populist discourse (using the example of the Haider talk show hosted by Erich Böhme)

Freie Beiträge Non-thematic contributions

Irena Regener (Berlin)

Deutsch Spracheinstellungen in den 90er Jahren in Berlin: Aspekte deutsch-deutscher Identitätssicherung aus soziolinguistischer Perspektive

English Linguistic attitudes in Berlin in the 90s: Aspects of securing German-German identity from a socio-linguistic perspective

Ilhan Kizilhan (Villingen-Schwenningen)

Deutsch Konflikte und Konfliktlösungen in patriarchalischen Gemeinschaften am Beispiel der Solidargruppen in Ostanatolien

English Conflicts and conflict solutions in patriarchal communities using the example of solidarity groups in Eastern Anatolia

Editorial

Mit dem Themenheft "Rechtspopulismus und nationale Identität" liegt die erste Ausgabe der Zeitschrift *conflict & communication online* vor, die es sich zum Ziel gesetzt hat, Theorien, methodologische Ansätze und empirische Befunde der unterschiedlichsten Disziplinen, die Konflikt und/oder Kommunikation zum Forschungsgegenstand haben, zusammenzuführen und unter friedenswissenschaftlicher Perspektive miteinander zu integrieren.

Eine friedenswissenschaftliche Perspektive, die sich die Prävention und Reduktion von Gewalt mit gewaltfreien Mitteln zur Aufgabe macht, erfordert unseres Erachtens nicht nur angewandte Forschung zu aktuellen Konfliktfeldern, sondern zugleich auch die Etablierung einer transdisziplinären Grundlagenforschung, die zwar einerseits auf verallgemeinerbare Ergebnisse abzielt, welche über die konkreten Fallstudien hinausweisen, die aber andererseits nur anhand ihrer Rückkoppelung an die Praxis validiert werden kann. Das Spektrum der Themen, welche in *conflict & communication online* vertreten sein sollen, umfasst daher theoretische Beiträge ebenso wie empirische Studien und methodologische Erörterungen ebenso wie praktische Reflexionen. Es reicht von sozialpsychologischer Kleingruppenforschung bis zur Untersuchung inner- und zwischenstaatlicher Kriege, von der Analyse interpersonaler Kommunikation bis zur Massenkommunikationsforschung und von Konfliktmanagement bis hin zu Journalismus und den neuen Informationstechnologien.

Rechtspopulismus und nationale Identität werden im vorliegenden Heft anhand des Fallbeispiels "Österreich" thematisiert, das mit der Regierungsbeteiligung der FPÖ vor ca. 2 Jahren weltweit in die Schlagzeilen geraten war und scharfe Reaktionen der anderen EU-Länder auf sich gezogen hatte. Auch wenn sich die Beziehungen zwischen Österreich und seinen EU-Partnerländern inzwischen wieder normalisiert haben, ist die Regierungsbeteiligung der FPÖ angesichts der offen zur Schau getragenen NS-Sympathien ihres Vordenkers Jörg Haider und ihres offen ausländerfeindlichen Wahlkampfes bei den Nationalratswahlen im Oktober 1999 kein Thema, das sich einfach ad acta legen ließe. Im Gegenteil wirft gerade die Rückkehr zur europäischen Tagesordnung erst recht die Frage auf, auf welche Art von Europa wir denn eigentlich zusteuern. Dies umso mehr, als mit dem Wahlsieg Berlusconi mittlerweile auch in Italien eine rechtspopulistische Partei an die Macht gekommen ist und der Populismus einen Politikstil darstellt, die sich inzwischen weit über die Rechtsparteien hinaus auszubreiten begonnen hat und etwa in Großbritannien und Deutschland für die Regierungspolitik von Tony Blairs New Labour und Gerhard Schröders SPD charakteristisch zu werden scheint: Es steht also zu erwarten, dass uns das Thema noch öfter beschäftigen wird.

In dieser Ausgabe geht es zunächst um die FPÖ, und zwar aus dreierlei Perspektive: In Form einer politikwissenschaftlichen Analyse erklärt Anton Pelinka die Wahlerfolge der FPÖ aus den Rahmenbedingungen des österreichischen politischen Systems und der österreichischen Gesellschaft. Mittels einer

inhaltsanalytischen Studie zur Konstruktion nationaler Identität in österreichischen Printmedien 1945-1995 zeigt Wilhelm Kempf, wie die österreichische Presse jenem geistigen Klima Vorschub geleistet hat, das den Aufstieg Haiders ermöglichte; und anhand einer Diskursanalyse von Erich Böhms Haider-Talkshow belegen Kerstin Stettner und Franz Januschek die These, wonach das Entlarven eines (Rechts-) Populisten selbst Bestandteil des populistischen Diskurses ist und nicht etwa ein Mittel zu dessen Bekämpfung.

Darüber hinaus enthält dieses Heft zwei freie Beiträge, die mit dem Themenschwerpunkt gleichwohl in mittelbarem Zusammenhang stehen: In einer Längsschnittsuntersuchung zum Verhältnis zwischen tradierten Unterschieden und neuen Abgrenzungsidentitäten in der berliner Sprachgemeinschaft der 90er studiert Irena Regener soziolinguistische Indikatoren ostwestdeutscher Identität(en), und Ilhan Kizilhan untersucht am Beispiel der Solidargruppen in Ostanatolien die Dynamik von Konflikten und Konfliktlösungen in patriarchalen Gemeinschaften.

Konstanz - Berlin - Toronto
im Januar 2002

Wilhelm Kempf



Editorial

This thematic issue, "Right-wing Populism and National Identity," marks the first appearance of the journal *conflict & communication online*, whose chosen goal is to bring together and integrate theories, methodological approaches and empirical research under a peace science perspective.

A peace science perspective whose goal is the prevention and reduction of violence by non-violent means has to integrate findings of a variety of different disciplines which study conflict and/or communication. This requires, in our opinion, not only applied research on current and topical fields of conflict, but at the same time also the furthering of trans-disciplinary basic research which, on the one side, will seek generalizable results pointing beyond concrete case studies, and, on the other hand, can be validated on the basis of their linkage to praxis only. The spectrum of topics which will be presented in *conflict & communication online* consequently includes theoretical contributions, empirical studies and methodological discussions, as well as reflections on practical issues. It ranges from social-psychological small-group research to the study of both intra- and inter-state wars, from the analysis of interpersonal communication to mass communication research and from conflict management to journalism and new information technologies.

Right-wing populism and national identity are addressed in the present issue using the example of Austria, which provoked international headlines about two years ago when the FPÖ entered the government and drew sharp negative reactions from other EU countries. Even though relations between Austria and its EU partners have normalized in the meantime, the FPÖ government participation is not an issue that can simply be filed away and forgotten, in view of the unconcealed NS sympathies of its intellectual leader, Jörg Haider, and the party's openly xenophobic campaign in the National Assembly elections of October 1999. To the contrary, precisely the return to the European agenda poses the question of what sort of Europe we are actually steering toward. This is all the more the case since with Berlusconi's electoral victory a right-wing populist party has also achieved power in Italy, and populism represents a political style which has in the meantime begun to spread far beyond the right-wing parties. In Great Britain and Germany it has begun to appear typical of the governmental policies of Tony Blair's New Labour and Gerhard Schröder's SPD: Thus we can expect to be confronted with the topic more often in the future.

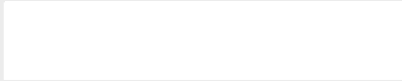
In this issue we deal first of all with the FPÖ and view it from three perspectives: In a political-science analysis, Anton Pelinka analyzes the FPÖ electoral victory under the framework conditions of the Austrian political system and Austrian society. By means of a content analytical study on the construction of national identity in Austrian print media from 1945 to 1995, Wilhelm Kempf shows how the Austrian press contributed to the intellectual climate which made possible the political rise of Haider; and on the basis of a discourse analysis of Erich Böhme's Haider talk show,

Kerstin Stettner and Franz Januschek support the thesis that even the exposure of a (right-wing) populist is a component of populist discourse and not necessarily a means of fighting it.

Beyond this, this issue contains two free contributions whose topical focus is indirectly related: In a longitudinal study of the relationship between traditional differences and new demarcating identities in the Berlin linguistic community of the 90s, Irena Regener studies some socio-linguistic indicators of East-West German identities, and Ilhan Kizilhan researches, using the example of solidarity groups in East Anatolia, the dynamics of conflicts and conflict solutions in patriarchal communities.

Konstanz - Berlin - Toronto
January 2002

Wilhelm Kempf



Anton Pelinka (Innsbruck)

Die FPÖ im internationalen Vergleich - Zwischen Rechtspopulismus, Deutschnationalismus und Österreich-Patriotismus

Die Freiheitliche Partei Österreichs (FPÖ) fällt im europäischen Kontext deshalb auf, weil sie die erfolgreichste der Parteien ist, die mit dem Begriff "Rechtspopulismus" bezeichnet werden. Der Beitrag versucht, die Erfolge der FPÖ bei Wahlen aus den Rahmenbedingungen des österreichischen politischen Systems und der österreichischen Gesellschaft zu erklären.

Das als "hyperstabil" bezeichnete politische System Österreichs hat in den letzten 20 bis 25 Jahren signifikante Veränderungen durchgemacht. Die Erfolge der FPÖ sind eine Begleiterscheinung dieser Veränderungen - weder deren Ursache, noch deren Auslöser. Dies wird umso deutlicher, wenn die Veränderungen der österreichischen Gesellschaft und ihrer politischen Kultur in die Analyse einbezogen werden: Zuerst begann sich die Loyalität innerhalb der politisch-weltanschaulichen Lager aufzulösen - und dann erst begann der Aufstieg der FPÖ von einer kleinen, um Respektabilität bemühten Partei zu einer ihre Außenseiterrolle betonenden Protestpartei.

Die Besonderheit der FPÖ, die sich auch in der europäischen Reaktion auf ihre Regierungsbeteiligung seit dem Februar 2000 äußerte, muss auch aus der Vorgeschichte der Zweiten Republik allgemein und der Freiheitlichen Partei im besonderen erklärt werden. Darin spiegelt sich auch der Zusammenhang zwischen der Entwicklung österreichischer Identität von einer transnationalen über eine deutschnationale zu einer spezifisch österreichischen nationalen Identität. Die in dieser Entwicklung zum Ausdruck kommenden Brüche werden in der Widersprüchlichkeit der FPÖ zugespitzt verdeutlicht: In ihren deutschnationalen Wurzeln verkörpert die FPÖ die Absage an die Konvergenz von Staat und Nation; in ihrer "populistischen" Orientierung ist die Partei aber österreichisch-patriotisch. Die FPÖ ist schließlich auch in der sozialen Struktur ihrer Wählerschaft zu begreifen: Die Partei artikuliert vor allem die Interessen der Modernisierungsverlierer. Die Partei ist insofern "postmodern", als sie die von der Modernisierung von Politik und Gesellschaft bewegten Menschen anspricht, die von der Modernisierung aus traditionellen politischen Bindungen freigesetzt werden - und sich gegen die Folgen der Modernisierung zur Wehr setzen. Diese Entwicklung steht in direktem Zusammenhang mit der Proletarisierung einer historisch als "bürgerlich" eingestuften Partei. Und dieser Umstand erklärt auch die anti-europäische, anti-internationale Rhetorik der Partei, die sich gegen "Fremde" und "Fremdes" wendet.

[Volltext \(in Deutsch\)](#)

Zum Autor: Anton Pelinka, seit 1975 Professor für Politikwissenschaft, Universität Innsbruck. Seit 1990 Wissenschaftlicher Leiter des Instituts für Konfliktforschung, Wien. Schwerpunkte: Politisches System Österreichs, Demokratietheorie, Vergleich politischer Systeme. Veröffentlichungen u.a.: "Austria: Out of the Shadow of the Past" (Boulder: Westview, 1998); "Österreichische Politik" (gemeinsam mit Sieglinde Rosenberger, Wien: Boehlau, 2000).

Adresse: Institut für Politikwissenschaft, Universität Innsbruck (www.uibk.ac.at),
Universitätsstraße 15, A 6020 Innsbruck. e-mail: anton.pelinka@uibk.ac.at

Anton Pelinka (Innsbruck)

The FPÖ in international comparison - Between right-wing populism, German nationalism and Austrian patriotism

The Freiheitliche Partei Österreichs (FPÖ - Austrian Freedom Party) stands out in the European context because it is the most successful of the parties referred to by the term "right-wing populism." This contribution attempts to explain the electoral successes of the FPÖ in terms of the framing conditions of the Austrian political system and Austrian society.

The Austrian political system, which has been termed "hyper-stable", has undergone significant changes in the last twenty to twenty-five years. The FPÖ's successes are a secondary phenomenon of these changes - neither their cause, nor their trigger. This becomes even clearer when changes in Austria's society and political culture are drawn into the analysis: First, loyalty within the political-ideological camp began to dissolve - and only then did the FPÖ make its rise from a small party struggling for respectability to a protest party flaunting its outsider role. The particularity of the FPÖ, which was reflected as well by the European reaction to its participation in Austrian government since February 2000, also has to be explained in terms of the prehistory of the Second Republic in general and of the Freedom party in particular. The connection between the development of Austrian identity from a transnational to a German-national to a specifically Austrian national identity is also reflected in this. The cleavages finding expression in this development are explicit in the contradictory nature of the FPÖ: In its German-national roots the FPÖ embodies the rejection of the convergence of state and nation; in its "populist" orientation the party is, however, nationalistically Austrian. The FPÖ is, finally, also to be understood in terms of its constituency's social structure. The party articulates above all the interests of the losers in modernization. It is "postmodern" insofar as it appeals to people affected by the modernization of politics and society who are deprived of traditional political ties by modernization - and take up a defensive position against the consequences of modernization. This development is directly related to the proletarianization of a party historically classed as "bourgeois." And this situation also explains the party's anti-European, anti-internationalist rhetoric, which is directed against "foreigners" and the "foreign."

[full text \(in German\)](#)

On the author: Anton Pelinka, since 1975 Professor of Political Science, University of Innsbruck. Since 1990 Head of the Institute for Conflict Research, Vienna. Chief areas of interest: Austrian political system, theory of democracy, comparative political systems. Publications, inter alia: *Austria: Out of the Shadow of the Past* (Boulder: Westview, 1998); *"Österreichische Politik"* (with Sieglinde Rosenberger, Vienna: Boehlau, 2000).

Address: Institut für Politikwissenschaft, Universität Innsbruck (www.uibk.ac.at),
Universitätsstraße 15, A 6020 Innsbruck. e-mail: anton.pelinka@uibk.ac.at

Anton Pelinka (Innsbruck)

Die FPÖ im internationalen Vergleich Zwischen Rechtspopulismus, Deutschnationalismus und Österreich-Patriotismus

Abstract: The Freiheitliche Partei Österreichs (FPÖ – Austrian Freedom Party) stands out in the European context because it is the most successful of the parties referred to by the term "right-wing populism." This contribution attempts to explain the electoral successes of the FPÖ in terms of the framing conditions of the Austrian political system and Austrian society.

The Austrian political system, which has been termed "hyper-stable", has undergone significant changes in the last twenty to twenty-five years. The FPÖ's successes are a secondary phenomenon of these changes – neither their cause, nor their trigger. This becomes even clearer when changes in Austria's society and political culture are drawn into the analysis: First, loyalty within the political-ideological camp began to dissolve – and only then did the FPÖ make its rise from a small party struggling for respectability to a protest party flaunting its outsider role.

The particularity of the FPÖ, which was reflected as well by the European reaction to its participation in Austrian government since February 2000, also has to be explained in terms of the prehistory of the Second Republic in general and of the Freedom party in particular. The connection between the development of Austrian identity from a transnational to a German-national to a specifically Austrian national identity is also reflected in this. The cleavages finding expression in this development are explicit in the contradictory nature of the FPÖ: In its German-national roots the FPÖ embodies the rejection of the convergence of state and nation; in its "populist" orientation the party is, however, nationalistically Austrian.

The FPÖ is, finally, also to be understood in terms of its constituency's social structure. The party articulates above all the interests of the losers in modernization. It is "postmodern" insofar as it appeals to people affected by the modernization of politics and society who are deprived of traditional political ties by modernization – and take up a defensive position against the consequences of modernization. This development is directly related to the proletarianization of a party historically classed as "bourgeois." And this situation also explains the party's anti-European, anti-internationalist rhetoric, which is directed against "foreigners" and the "foreign."

Kurzfassung: Die Freiheitliche Partei Österreich (FPÖ) fällt im europäischen Kontext deshalb auf, weil sie die erfolgreichste der Parteien ist, die mit dem Begriff „Rechtspopulismus“ bezeichnet werden. Der Beitrag versucht, die Erfolge der FPÖ bei Wahlen aus den Rahmenbedingungen des österreichischen politischen Systems und der österreichischen Gesellschaft zu erklären.

Das als „hyperstabil“ bezeichnete politische System Österreichs hat in den letzten 20 bis 25 Jahren signifikante Veränderungen durchgemacht. Die Erfolge der FPÖ sind eine Begleiterscheinung dieser Veränderungen – weder deren Ursache, noch deren Auslöser. Dies wird umso deutlicher, wenn die Veränderungen der österreichischen Gesellschaft und ihrer politischen Kultur in die Analyse einbezogen werden: Zuerst begann sich die Loyalität innerhalb der politisch-weltanschaulichen Lager aufzulösen – und dann erst begann der Aufstieg der FPÖ von einer kleinen, um Respektabilität bemühten Partei zu einer ihre Außenseiterrolle betonenden Protestpartei.

Die Besonderheit der FPÖ, die sich auch in der europäischen Reaktion auf ihre Regierungsbeteiligung seit dem Februar 2000 äußerte, muss auch aus der Vorgeschichte der Zweiten Republik allgemein und der Freiheitlichen Partei im besonderen erklärt werden. Darin spiegelt sich auch der Zusammenhang zwischen der Entwicklung österreichischer Identität von einer transnationalen über eine deutsch-nationale zu einer spezifisch österreichischen nationalen Identität. Die in dieser Entwicklung zum Ausdruck kommenden Brüche werden in der Widersprüchlichkeit der FPÖ zugespitzt verdeutlicht: In ihren deutschnationalen Wurzeln verkörpert die FPÖ die Absage an die Konvergenz von Staat und Nation; in ihrer „populistischen“ Orientierung ist die Partei aber österreichisch-patriotisch.

Die FPÖ ist schließlich auch in der sozialen Struktur ihrer Wählerschaft zu begreifen: Die Partei artikuliert vor allem die Interessen der Modernisierungsverlierer. Die Partei ist insofern „postmodern“, als sie die von der Modernisierung von Politik und Gesellschaft bewegten Menschen anspricht, die von der Modernisierung aus traditionellen politischen Bindungen freigesetzt werden – und sich gegen die Folgen der Modernisierung zur Wehr setzen. Diese Entwicklung steht in direktem Zusammenhang mit der Proletarisierung einer historisch als „bürgerlich“ eingestuft Partei. Und dieser Umstand erklärt auch die anti-europäische, anti-internationale Rhetorik der Partei, die sich gegen „Fremde“ und „Fremdes“ wendet.

Die Freiheitliche Partei Österreichs (FPÖ) ist – im Kontext der Europäischen Union – eine besonders erfolgreiche Außenseiterpartei:

- Sie ist Außenseiterpartei. Die FPÖ gehört keiner Fraktion im Europäischen Parlament an, sie kann keiner der traditionellen „Parteifamilien“ Europas zugezählt werden. Ihre relativ kurze Mitgliedschaft in der Liberalen Weltunion wurde wegen der als rechtsextrem eingestuften Tendenzen der FPÖ beendet – die FPÖ kam durch einen Austritt einem Ausschluss zuvor. Als Österreich 1995 Mitglied der EU wurde, waren daher die Parlamentarier der FPÖ nicht Mitglieder in der liberalen Fraktion des Europäischen Parlaments.
- Sie ist besonders erfolgreich. Die FPÖ erhielt am 3. Oktober 1999 bei der Wahl des österreichischen Nationalrates 26,9 Prozent der Stimmen. Das Ergebnis stellte nicht nur den größten Erfolg in der Geschichte der Partei dar – die FPÖ hatte, um einige hundert Stimmen, die Österreichische Volkspartei (ÖVP) vom zweiten Platz verdrängt und war hinter der Sozialdemokratischen Partei Österreichs (SPÖ) zur zweitstärksten Partei geworden. Keine andere Partei in einem Mitgliedsstaat der EU, die im Sinne der obigen Definition als „Außenseiterpartei“ zu verstehen ist, kann auf einen solchen Erfolg verweisen.

Der Wahlerfolg der FPÖ wurde durch die Regierungsbeteiligung noch überstrahlt: Seit dem 4. Februar 2000 ist sie Regierungspartei, mit der ÖVP in einer Koalition verbunden. Die Regierungsbeteiligung der FPÖ war die Ursache des bilateralen Boykotts, den die Regierungen der 14 anderen EU-Mitglieder gegen die österreichische Bundesregierung beschlossen – ein Boykott, der nach der Erstellung eines „Weisen-Berichtes“ im September 2000 wieder aufgehoben wurde. Der Bericht hatte die Maßnahmen der EU 14 angesichts der „Natur“ der FPÖ für gerechtfertigt gehalten, kam aber zum Ergebnis, dass eine Fortsetzung des Boykotts „kontraproduktiv“ wäre. (Kopeinig, Kotanko 2000)

Die Erfolge der FPÖ und die ungewöhnliche Reaktion der EU 14 haben die Frage nach den Besonderheiten der Freiheitlichen Partei und nach den Ursachen für ihren Aufstieg provoziert. Die Frage konzentriert sich auf die „Natur“ der FPÖ – und auf die „Natur“ des österreichischen politischen Systems: Ist die FPÖ spezifisch „anders“ als die europäische Norm, oder ist die Erfolgsserie der FPÖ nicht Ausdruck einer spezifischen Abweichung Österreichs von der europäischen Norm?

Der Begriff „europäische Norm“ ist in diesem Zusammenhang nicht inhaltlich, sondern formal zu verstehen – als Übereinstimmung mit den Durchschnittswerten und durchschnittlichen Verhaltensmustern (west)europäischer politischer Systeme. In diesem Sinne ist eine Abweichung von der „europäischen Norm“ weder a priori negativ, noch a priori positiv bewertet.

Im folgenden sollen Struktur und Funktion der FPÖ vor dem Hintergrund des Wandels des österreichischen politischen Systems und der österreichischen Gesellschaft beschrieben und analysiert werden. Dabei ist dem Wandel österreichischer Identität ein besonderes Augenmerk zuzuwenden: Die FPÖ, deren Wurzeln tief im deutschnationalen Lager Österreichs sind, akzeptierte zunehmend einen nach 1945 von den Freiheitlichen ursprünglich scharf kritisierten Österreich-Patriotismus, auf dessen Grundlage die FPÖ zu einer besonders EU-skeptischen Partei wurde.

Dass die FPÖ im Laufe ihrer Geschichte die Frage nach der österreichischen Identität unterschiedlich beantwortete, reflektiert weniger den Wandel der Partei und mehr den Wandel der österreichischen Gesellschaft und die in dieser Gesellschaft dominanten Loyalitäten.

1. Die FPÖ als rechtspopulistische Partei

Für die FPÖ lassen sich die Merkmale beobachten, die in der politikwissenschaftlichen Literatur für den Typus einer rechtspopulistischen Partei festgestellt werden. (Betz 1994; Plasser, Ulram 2000; Crepaz, Betz 2000; Reinfeldt 2000)

Die Charakterisierung als rechtspopulistische Partei ergibt sich aus folgenden Merkmalen:

- Wahlmotive: Die FPÖ wurde seit 1990 in erheblichem Maße aus Motiven gewählt, die xenophobe Konnotationen zulassen. So wurde das Motiv „Ausländerfrage“ 1990 von 7 Prozent der FPÖ-Wählenden als wahlentscheidend genannt, 1994 von 12 Prozent, 1995 von 12 Prozent und 1999 von 14 Prozent. (Plasser, Ulram 2000, 229 f.)
- Struktur der Wählerschaft: Die FPÖ machte im selben Zeitraum einen Wandel von einer überdurchschnittlich von einer „bürgerlichen“ zu einer überproportional von einer „proletarischen“ Wählerschaft präferierten Partei durch. (Plasser, Ulram 2000, 231 f.)
- Ideologische Selbst- und Fremdzuschreibung: Die FPÖ wurde und wird als eine „rechte“ Partei auf der Links-Rechts-Achse eingeordnet. Im Rahmen der von Plasser und Ulram entwickelten „gesellschaftspolitischen Typologie“ wird die FPÖ weit überproportional von „systemverdrossenen Rechten“ präferiert. (Plasser, Ulram 2000, 235 – 237)

Diese Merkmale verbinden die FPÖ mit den anderen rechtspopulistischen Parteien. (Betz 1994) Von diesen unterscheidet sich die FPÖ vor allem durch zwei weitere Merkmale: Sie ist eine im österreichischen Parteiensystem traditionell verankerte Partei – und nicht eine neue, etwa in den 80er Jahren sich erst entwickelnde Protestpartei; und sie ist unter den rechtspopulistischen Parteien Europas die erfolgreichste (s.u.).

Die FPÖ ist die rechtspopulistische Partei, die – im Kontext der EU um die Wende zum 21. Jahrhundert – die größten Erfolge aufzuweisen hat. Sie hat den höchsten Stimmenanteil unter all den als „rechtspopulistisch“ einzuordnenden Parteien Europas. Und sie regiert, seit Februar 2000, als gleichberechtigter und gleich starker Partner in einer Koalition mit der zur konservativ-christdemokratischen Parteifamilie zählenden ÖVP (Österreichische Volkspartei).

Wie kann dieser Erfolg der FPÖ, der über den anderer rechtspopulistischer Parteien Europas weit hinausgeht, erklärt werden?

Dafür bietet sich als Erklärungsansatz an, die Rahmenbedingungen im österreichischen politischen System und in der österreichischen Gesellschaft heranzuziehen. Denn die FPÖ ist einerseits eine aus der Geschichte Österreichs, speziell seiner Geschichte nach 1918, erklärbare Partei – sie steht in Kontinuität zum „deutschnationalen Lager“ (Wandruszka 1954; Pelinka 1998); andererseits hat diese traditionsreiche Partei in den 80er Jahren sich erfolgreich zur Trägerin eines breiten („populistischen“) Protestes gegen den Status quo gemacht. Die FPÖ war (und ist) zugleich eine „insider“-Partei und eine „outsider“-Partei:

- Als „insider“-Partei repräsentiert sie, gemeinsam mit SPÖ und ÖVP, ein auffallend kontinuierliches Parteiensystem, das sich von der Schlussphase der Monarchie über die Erste bis hin in die ersten Jahrzehnte der Zweiten Republik nur wenig entwickelt hat: Zwei große „Lager“ (das sozialistische und das katholisch-konservative) und ihre Parteien (SPÖ und ÖVP) hatten in mehr als einem Jahrhundert mit einem dritten, kleineren Lager koexistiert, kooperiert und konkurriert – eben dem deutschnationalen Lager. Diese Kontinuität ist sowohl im personellen Bereich, als auch im organisatorischen Bereich nachzuvollziehen: Der VDU, die 1949 gegründete Vorläuferpartei der FPÖ, und die 1956 gegründete FPÖ wurde von Personen getragen, die aus dem deutschnationalen Lager und seiner Organisationsvielfalt (vor allem den „schlagenden“ Studentenverbindungen) hervorgegangen waren. (Pelinka 1998, 30 – 33) In diesem Sinne war und ist die FPÖ eine Traditionspartei – oder, in ihrer eigenen Diktion, eine „Altpartei“. (Haider, zit. in Czernin 2000, 109)
- Als „outsider“-Partei artikuliert sie, obwohl selbst „Altpartei“, den Protest gegen die Dominanz der beiden (historisch größeren) „Altparteien“. Als Partei des 1945 zunächst diskreditierten Deutschnationalismus hatte die FPÖ keinen direkten Anteil an der Stabilisierung des politischen Systems der Nachkriegszeit. Daraus resultierte – notgedrungen – eine Distanz zum politischen System der Zweiten Republik; eine Distanz, die der FPÖ zugute kam, als diese „Nachkriegsordnung“ als Resultat eines gesellschaftlichen Wandels in Bewegung kam. Obwohl zwischen 1983 und 1986 Regierungspartei konnte die FPÖ ab 1986 einen Bonus als Partei der Außenseiter für sich gewinnen. Diese Einstufung als „outsider“-Partei deckt sich zwar nicht mit der auf die europäische Ebene bezogenen Außenseiter-Funktion, sie zeigt aber an, dass die FPÖ eine doppelte „outsider“-Rolle zu nutzen verstand – die des europäischen und die des österreichischen Außenseiters.

Beide auf Österreich bezogene Rollenzuschreibungen implizieren, dass die FPÖ im engen Zusammenhang mit dem politischen System und der politischen Kultur Österreichs gesehen wird: Als Partei, die in der österreichischen Gesellschaft traditionell verankert ist; und als Partei, die zur politischen Ordnung dieser Gesellschaft eine signifikante Distanz halten musste und halten konnte.

Die besondere Stellung der FPÖ im europäischen Kontext hängt mit der Wahrnehmung eines spezifischen Verhältnisses Österreichs generell und der FPÖ speziell zum Nationalsozialismus zusammen. Die FPÖ ist eben nicht nur – wie die Lega Nord oder der Front National – eine rechtspopulistische, auch nicht nur eine ungewöhnlich erfolgreiche rechtspopulistische Partei. Sie wird in der Kontinuität zum Nationalsozialismus wahrgenommen – eine Kontinuität, die eine personelle und eine programmatische Dimension hat:

- Die personelle Dimension äußert sich darin, dass fast das gesamte Führungspersonal der FPÖ in deren Frühgeschichte aus ehemaligen Mitgliedern der NSDAP bestand, dass daher die FPÖ als Partei von und für ehemalige Nationalsozialisten bezeichnet werden konnte. (Pelinka 1983; Pelinka, Wodak 2001)
- Die programmatische Dimension kommt in den Wortmeldungen verschiedener Funktionäre der FPÖ zum Ausdruck – Wortmeldungen, die immer wieder dem nationalsozialistischen Geschichtsbild Konzessionen machen. (Czernin 2000, insbesondere 13 – 56)

Diese Kontinuitätsvermutung verweist erst recht auf die Rahmenbedingungen der Entwicklung Österreichs. Will man die FPÖ nicht aus der Partei selbst, sondern aus ihrem Umfeld heraus erklären, dann müssen die Voraussetzungen des Erfolges der FPÖ untersucht werden.

2. Rahmenbedingungen des politischen Systems

Der Aufstieg der FPÖ ist im Zusammenhang mit den Besonderheiten des österreichischen politischen Systems zu sehen. Die FPÖ hat sich, ab 1986, von einer Kleinpartei zu einer großen Mittelpartei entwickelt – zu einem Zeitpunkt, als die spezifischen Merkmale österreichischer Politik nach 1945 sich bereits rückzuentwickeln begonnen haben. (Pelinka 1998, 15 – 36)

Zu diesen Merkmalen, die für die 1945 gegründete Zweite Republik wesentlich waren, gehörten insbesondere:

- Ein überstarker Parteienstaat. Die politischen Parteien – im wesentlichen SPÖ und ÖVP – erfüllten im Bereich ihrer Rekrutierungsfunktion Aufgaben, die weit über die für Parteien zentrale Funktionen hinausgingen. Rekrutiert wurde nicht nur das politische Führungspersonal für Parlamente und Regierungen, rekrutiert wurde von SPÖ und ÖVP auch das Führungspersonal für weite Bereiche der Wirtschaft (verstaatlichte Industrie, verstaatlichte Banken) und des Bildungssystems (Führungspositionen in den Schulen).
- Konkordanzdemokratie. Die Zweite Republik galt lange Zeit als ein Musterbeispiel für die politische Kultur der „Konkordanzdemokratie“ („Consociational democracy“). Die politischen Eliten des sozialistischen und des katholisch-konservativen Lagers entwickelten ein System wechselseitiger Machtbeteiligungsgarantien, die – nach dem Prinzip „The winner does not take all“ – den politischen Entscheidungsprozess gegenüber Wahlergebnissen und Mehrheitsbildungen möglichst immunisieren sollten. (Lijphart 1977)
- Hyperstabilität. Die politische Kultur der Konkordanzdemokratie implizierte eine ungewöhnliche Ein- und Ausschlusswirkung: Politische Entscheidungen wurden ausschliesslich und in grundsätzlicher Übereinstimmung von den politischen Eliten der beiden traditionellen Lager kontrolliert – ihren Parteien und der mit diesen verflochtenen Wirtschaftsverbänden. Das bedeutete eine grundsätzliche Defizit an Opposition und den Ausschluss aller dritten Kräfte vom eigentlichen Entscheidungsprozess.

Diese Merkmale hatten ihre Voraussetzungen, die in der Geschichte begründet waren: 1945 war in Österreich eine politische Vakuum-Situation, die von ÖVP und SPÖ – kurzfristig auch von der Kommunistischen Partei Österreichs (KPÖ) – zur Fixierung von Entscheidungsmustern genutzt wurde. Die FPÖ und das von ihr repräsentierte dritte der traditionellen Lager, das deutschnationale Lager, war durch die Diskreditierung dieses Lagers durch das NS-Regime, durch den Ausschluss der ehemaligen Mitglieder der NSDAP vom Wahlrecht bis 1949, an der Verteilung politischer Macht nicht beteiligt. (Wodak, Pelinka 2001)

Daraus erklärt sich auch die Distanz der FPÖ zu den Grundmustern der Zweiten Republik. Doch als diese Grundmuster ins Wanken gerieten, konnte die FPÖ ihre Distanz in einen Vorteil verwandeln. Die FPÖ war, weil von der Konkordanzdemokratie ausgeschlossen, plötzlich in der Lage, aus der Not des Ausschlusses eine Tugend zu machen.

Die Besonderheiten österreichischer Politik müssen vor dem Hintergrund des für jede Konkordanz- oder Proporzdemokratie entscheidenden Konflikts oder „cleavages“ gesehen werden. Die Zweite Republik und die für sie spezifische politische Kultur war der Versuch, den Graben zu überbrücken, der im Bürgerkrieg von Februar 1934 seine besonders traumatisierende Ausprägung erfahren hat. (Lehmbruch 1967) Die Partner, die mit den Techniken wechselseitiger Beteiligungsgarantien Vertrauen aufbauten, waren nicht die Gegner der Jahre 1938 bis 1945 – es waren diejenigen, die am Ende der Ersten Republik gegeneinander Bürgerkrieg geführt hatten: das katholisch-konservative Lager, dessen Sieg auch die Voraussetzung für den autoritären Ständestaat der Jahre 1934 bis 1938 bildete, und das sozialistische Lager, das durch die Niederlage im Bürgerkrieg in die Illegalität gedrängt worden war. An dieser Konfliktkonfiguration war das deutschnationale Lager nicht direkt beteiligt gewesen – und es war daher auch nicht an den Mechanismen zur Überwindung dieses Konfliktes nicht beteiligt. Das deutschnationale Lager, dessen führende Repräsentanten 1945 fast durchwegs als ehemalige Nationalsozialisten politisch nicht handlungsfähig waren, wurde bei der Etablierung der Zweiten Republik und ihrer spezifischen politischen Kultur nicht berücksichtigt.

Für die Konkordanzdemokratie und für den Korporatismus nach 1945 war auch ein Faktor wesentlich, der als Zufallsfaktor anzusprechen ist: Die Verstaatlichung der wichtigsten Industriebetriebe, der großen Banken und der Energiewirtschaft. (Sandgruber 1995, 458 f.) Diese in Form von zwei Verstaatlichungsgesetzen 1946 und 1947 gesetzten Maßnahmen waren nicht Ausdruck sozialistischer Ideale sondern Folge eines ökonomischen Vakuums. Die bis 1945 unter „deutschem Eigentum“ stehenden Betriebe waren herrenlos. Und da keine Privatinvestitionen unmittelbar nach dem Krieg zu erwarten waren, war die Verstaatlichung die einzige Alternative zur Übernahme der österreichischen Wirtschaft durch die Besatzungsmächte – das heißt im wesentlichen durch die Sowjetunion.

Die so erklärbare Verstaatlichung war aber für den Parteienstaat und den Korporatismus einen günstigen Rahmen: Die Parteien konnten ihre Rekrutierungsfunktion auf die wichtigsten Sektoren der Wirtschaft erweitern, und der Faktor „Kapital“ war im Beziehungsgeflecht zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern relativ geschwächt – dadurch aber beson-

ders motiviert, mit den im Österreichischen Gewerkschaftsbund (ÖGB) seit 1945 zentralistisch und monopolistisch organisierten Gewerkschaften eher den Kompromiss als den Konflikt zu suchen.

Der „Austro-Korporatismus“ (Karlhofer/Tálos; Bischof/Pelinka/Karlhofer) war der auch im internationalen Vergleich besonders auffallende Aspekt der österreichischen Konkordanzdemokratie. Die verschiedenen Einrichtungen des „Sozialpartnerschaft“ genannten korporatistischen Netzwerkes – die 1957 gegründete Paritätische Kommission für Lohn- und Preisfragen, die in einem „Hauptverband“ zusammengefassten Institute der Sozialversicherung und andere – bauten auf einer bipolaren Konflikt- und Beziehungssituation: Letztlich bestimmten zwei Akteure und ihre Kompromissfähigkeit; und diese waren die im ÖGB dominierende, mit der SPÖ verflochtene Fraktion Sozialdemokratischer Gewerkschafter (FSG) und der in der Wirtschaftskammer ebenso dominante, mit der ÖVP verflochtene Österreichische Wirtschaftsbund (ÖWB). Die FPÖ war auf dieser Ebene von Anfang an kein auch nur irgendwie wahrnehmbarer Akteur – die Freiheitlichen waren zu schwach im ÖGB und in der Wirtschaftskammer vertreten.

Die Sozialpartnerschaft bestimmte weitgehend die Wirtschafts- und Sozialpolitik. Dadurch wurde die „Hyperstabilität“ erreicht: Denn unabhängig davon, dass das Ende der „Großen Koalition“ 1966 auf der Ebene des Parlamentarismus auch das Ende der Konkordanzdemokratie war – auf der Ebene des Korporatismus lebte die Konkordanzdemokratie auch zwischen 1966 und 1986 fort, als zunächst die SPÖ (bis 1970) und dann die ÖVP in parlamentarischer Opposition waren. Die Wirtschafts- und Sozialpolitik wurde weiterhin im Konsensweg gestaltet, ausgehandelt zwischen ÖGB und Wirtschaftskammer.

Der Aufstieg der FPÖ setzte 1986 ein – nicht als Antwort auf die Abweichungen von der europäischen Norm, sondern als Antwort auf die schrittweise Anpassung an die europäische Norm. Die FPÖ begann rasant zu wachsen, als 1986 die Parteienkonzentration sich rückentwickelte: Der gemeinsame Stimmenanteil von SPÖ und ÖVP erreichte 1975 seinen Höhepunkt. Der Aufschwung, den die FPÖ ab 1986 nahm, ist daher Teil des Aufbrechens der Parteienkonzentration – und nicht eine Antwort darauf.

Nationalratswahl	Gemeinsamer Anteil		Stimmenanteile von		
	SPÖ/ÖVP	VDU bzw. FPÖ	KPÖ	Grüne	andere
1945 (1)	94,4	0	5,4	0	0,2
1949	82,7	11,7	5,1	0	0,5
1953	83,4	10,9	5,3	0	0,4
1956	89,0	6,5	4,4	0	0,1
1959	89,0	7,7	3,3	0	0,0
1962	89,4	7,1	3,0	0	0,5
1966	90,9	5,4	0,4	0	3,3 (2)
1970	93,1	5,5	0,9	0	0,3
1971	93,1	5,5	1,4	0	0,0
1975	93,1	5,4	1,2	0	0,0
1979	93,4	6,1	1,0	0	0,1
1983	92,9	5,0	0,7	3,3 (3)	0,2
1986	84,4	9,7	0,7	4,8	0,3
1990	74,9	16,6	0,6	4,8	3,3 (4)
1994	62,6	22,5	0,3	7,3	6,5 (5)
1995	66,4	21,9	0,3	4,8	7,4 (6)
1999	60,1	26,9	0,5	7,4	5,2 (7)

(1) Bei der Nationalratswahl 1945 waren ca. 500.000 Österreicherinnen und Österreicher (etwa 15 Prozent der Wahlberechtigten) wegen der Zugehörigkeit zur NSDAP vom Wahlrecht ausgeschlossen.

(2) Vor allem für die DFP (Demokratisch-Fortschrittliche Partei) des früheren SPÖ-Innenministers Franz Olah.

(3) Gemeinsamer Stimmenanteil aus VGÖ (Vereinte Grüne Österreichs), 1,9%, und ALÖ (Alternative Liste Österreichs), 1,4 %.

(4) Vor allem für die VGÖ, 2,0 %.

(5) Vor allem für das LIF (Liberales Forum) der früheren FPÖ-Politikerin Heide Schmidt: 6,0 %.

(6) Vor allem für das LIF: 5,5 %.

(7) Vor allem für das LIF: 3,7 %.

Tabelle 1: Entwicklung der Parteienkonzentration. Quelle: zusammengestellt nach Plasser, Ulram, Sommer 2000, 428 f.

Ähnliches gilt auch für die Entwicklung der Organisationsdichte der Parteien. Der extreme, die europäische Norm sprengende Organisationsgrad von SPÖ und ÖVP fing ab 1980 an, abzunehmen. Die ab 1986 einsetzenden Erfolge der FPÖ

waren daher auch auf dieser Ebene als Begleitphänomen anzusehen: Die Erfolgsserie der FPÖ wurde nicht von der Abweichung von der europäischen Norm provoziert, sondern er begleitet eine Annäherung an diese Norm.

Partei	Mitgliederzahlen (in Tausend)			Organisationsgrad
	1979	1990	1994	1994
SPÖ	721	675	513	32%
ÖVP (1)	560	488	433	34%
FPÖ	37	37	44	4%

(1) „Bereinigte“ Mitgliederzahlen – unter Ausschaltung der (nur zu schätzenden) Zahl der Doppel- und Mehrfachmitgliedschaften in den Teilorganisationen der ÖVP

Tabelle 2: Entwicklung des Organisationsgrades der Parteien. *Quelle:* Pelinka 1998, 84.

Der Abschwung von SPÖ und ÖVP auf der Ebene der Wählenden fand eine Entsprechung auf der Ebene der Mitglieder. Der Aufschwung der FPÖ bei Wahlen stand jedoch in keinem erkennbaren Zusammenhang mit einem signifikanten Aufschwung der Zahl von FPÖ-Mitgliedern. Die Vervielfachung des Stimmenanteils der FPÖ wurde nur von einer minimalen Steigerung der Mitgliederzahl der FPÖ begleitet – der Organisationsgrad der FPÖ (definiert als die Relation von Mitgliedern und WählerInnen) ging dadurch signifikant zurück. Die wachsende Attraktivität war eine Folge- und Begleitphänomen der dramatischen Verschiebungen im politischen System – und nicht ihre Ursache.

Erst recht gilt dies für die österreichische Konkordanzdemokratie. Diese war, auf der Ebene der Parteien, bis 1966 auf einem – von der europäischen Norm deutlich abweichenden – Höhepunkt: Mehr als 20 Jahre regierten die beiden größten Parteien miteinander. Doch durch die offenkundige Popularität der diese Koalition tragenden Parteien mußte konsequenterweise eine der beiden – Folge des langfristigen, permanenten Stimmenzuwachses von ÖVP und SPÖ – eine dieser Parteien in den Genuss einer absoluten Parlamentsmehrheit kommen, trotz des in Österreich in der Verfassung verankerten Grundsatzes der Verhältniswahl. Die Serie von Wahlerfolgen der FPÖ, ab 1986, setzte 20 Jahre nach dem Ende der Großen Koalition ein. Die Wiederherstellung der Großen Koalition, im Jänner 1987, war daher nicht die Ursache für den Aufschwung der FPÖ – vielmehr war der Aufschwung der FPÖ insofern die Ursache für die Erneuerung der Koalition zwischen SPÖ und ÖVP, als dies die einzige Variante parlamentarischer Mehrheitsbildung ohne die FPÖ war; und diese, nachdem Jörg Haider im September 1986 den Parteivorsitz übernommen hatte, für viele nicht (mehr) als regierungsfähig galt. (Pelinka 1993, 54 - 62)

3. Rahmenbedingungen der Gesellschaft

Die Besonderheiten des politischen Systems müssen im Zusammenhang mit den Besonderheiten der Gesellschaft gesehen werden. Diese Besonderheiten können vor allem in einem historischen Rückgriff festgestellt werden:

- Die österreichische Gesellschaft ist, im Vergleich mit Westeuropa, in ihrer politischen und ökonomischen Entwicklung relativ verspätet.
- Die österreichische Gesellschaft ist, im europäischen Kontext, auch durch eine besonders volatile Entwicklung österreichischer Identität bestimmt.

Die Verspätung der österreichischen Gesellschaft äußerte sich im ökonomischen Bereich in der geringen Bedeutung von Marktwirtschaft und Liberalismus. Für die späte Phase der Habsburg-Monarchie prägte Roman Sandgruber den Begriff des „organisierten Kapitalismus“: „Theoretisch stand der Staat noch auf dem Boden des Wirtschaftsliberalismus. Praktisch kam es zu einer engen machtpolitischen Verflechtung zwischen Industrieunternehmen, Banken, Unternehmerorganisationen und Staat auf der Ebene einer zunehmenden Bürokratisierung der Wirtschaft...“ (Sandgruber 1995, 293) Diese Strukturmerkmale legten die Grundlage für den Austro-Korporatismus - „Sozialpartnerschaft“ – nach 1945.

Teil dieser wirtschaftlichen Seite der österreichischen Entwicklung war die auch schon vor 1914 erkennbare Auslandsabhängigkeit. Obwohl eine Großmacht, war Österreich-Ungarn ökonomisch eher Peripherie als Zentrum – verflochten mit dominantem französischen Finanz- und deutschen sowie englischen Industriekapital. (Sandgruber 1995, 296 – 298)

Politisch kam die Verspätung Österreichs in der Verfassungsentwicklung zum Ausdruck. Bis 1867 wurde Österreich absolutistisch regiert. Erst nach der Niederlage der Monarchie im Krieg gegen Preussen und Italien, 1866, sah sich der Kaiser gezwungen, mit Ungarn einen „Ausgleich“ zu suchen und seine absolutistische Herrschaft in einen Verfassungsstaat zu verwandeln. Und dieser Verfassungsstaat war durch einen unterentwickelten Parlamentarismus gekennzeichnet: Die Regierung war nicht dem Parlament, sondern nur dem Kaiser politisch verantwortlich. (Pelinka 1998, 9 – 14)

Demokratie und Verfassung kamen nach Österreich nicht als Resultat einer (oder mehrerer) bürgerlicher Revolutionen. Demokratie und Verfassung kamen nach Österreich im Gefolge militärischer Niederlagen – und als Ergebnis eines Diktates von außen: Der Staatsvertrag von St. Germain schrieb Österreich demokratische Standards vor; und die Wiederherstellung der österreichischen Unabhängigkeit in Form der demokratischen Republik, 1945, war vor allem die Konsequenz des politischen Willens der Alliierten.

Die Verspätung von Ökonomie und Politik war mit der besonderen Entwicklung österreichischer Identität verbunden:

- Bis 1867 war Österreich (seit 1804 „Kaisertum Österreich“) ein dynastischer Begriff, deckungsgleich mit den vom Haus Habsburg beherrschten Ländern.
- Von 1867 bis 1918 war Österreich der mit der „cisleithanischen“, also der nicht ungarischen („transleithanischen“) Reichshälfte verbundene Begriff der Doppelmonarchie Österreich-Ungarn.
- Bis 1918 war Österreich jedenfalls ein übernationaler Begriff – als ein semantisches Dach, unter dem sich die verschiedensten Nationen („Nationalitäten“) zusammenfanden. Die Deutschen waren die – relativ – größte dieser Nationalitäten; keine der Nationalitäten beanspruchte für sich, im nationalen Sinne „Österreich“ zu sein.
- Von 1918 bis 1938, in der Ersten Republik, und in den Jahren des autoritären „Ständestaates“, verstand sich Österreich als Restkategorie des 1918 untergegangenen Habsburger-Reiches und als „deutscher Staat“ mit der prinzipiellen Option eines „Anschlusses“ an das Deutsche Reich.
- Ab 1945, auch im Zusammenhang mit den sieben Jahren des realen Anschlusses an NS-Deutschland, entwickelte sich ein auf Österreich bezogenes Nationalbewusstsein, das sich von einer spezifisch „deutschen“ Identität loslöste. (Haller 1996; Bruckmüller 1996; Kreissler 1984)

Innerhalb von etwa einem Jahrhundert war Österreich ein Begriff, unter denen eine Dynastie, eine transnationale Gemeinschaft, dann ein „zweiter deutscher Staat“ und schließlich eine eigene Nation verstanden wurde. Daraus erklärt sich, dass der Begriff Österreich lange Zeit hindurch nicht die Emotionen und Loyalitäten bündeln konnte, die in einer nationalstaatlichen Ordnung dem Staat zukommt. Österreich war, jedenfalls bis 1938, nicht nur kein positives Bezugsobjekt nationaler Gefühle – es war geradezu Antithese zum Nationalismus.

Die Funktion politischer Mobilisierung konnte daher nicht oder nur in geringem Maße vom Staat, von Österreich, vorgenommen werden. Die im Zuge der gesellschaftlichen Entwicklung nach politischer Partizipation strebenden Kräfte wurden daher auch – gerade im deutschsprachigen Teil der Monarchie – weniger von der Nationalität und kaum vom Staat organisiert und mobilisiert; die dominanten Kräfte der politischen Organisation wurden gegen Ende des 19. Jahrhunderts die politisch-weltanschaulichen Lager. Sie erfüllten die Rolle einer Surrogat-Nation. Entlang bestimmter Konfliktlinien („cleavages“) entstanden, rund um eine politische Partei, gesellschaftliche Subsysteme (Subgesellschaften), die gesamtgesellschaftliche Aufgaben – insbesondere im Bereich der Sozialisation – wahrnahmen. (Wandruszka 1954)

Das sozialistische und das katholisch-konservative Lager hatten, wegen der spezifischen Natur der sie bestimmenden Konfliktlinien „Klasse“ und „Religion“, geringere Probleme mit den Brüchen österreichischer Identität. Das deutschnationale Lager hatte hingegen a priori die nationale Identität in das Zentrum ihres Selbstverständnisses gerückt. Daher war ja auch die Partei, die 1938 – durch eine Mischung aus militärischem Druck von außen und politischer Destabilisierung von innen – 1938 den Anschluss an Deutschland erreichte, zur Partei des deutschnationalen Lagers geworden; kam es zur faktischen Deckungsgleichheit zwischen NSDAP und dem „dritten“ Lager.

Eben deshalb hatte aber das deutschnationale Lager, als es sich 1949 in Form des Verbandes der Unabhängigen (VDU) und 1956 als FPÖ politisch neu organisierte, besondere Probleme der Integration in die Zweite Republik:

- Da der „Anschluss“ an Deutschland politisch diskreditiert und auch als allgemeine Formel nicht mehr akzeptabel war, hatte das deutschnationale Lager eigentlich seine eigene Identität eingebüßt: Außer einer allgemeinen, unverbindlichen Betonung der Zugehörigkeit zu einer deutschen „Kulturgemeinschaft“ konnte und wollte die FPÖ programmatisch ihren Wurzeln nicht mehr Rechnung tragen. (Berchtold 1967, insbesondere 484 - 512)
- Als Ersatz für die nicht mehr mögliche Formel vom „Anschluss“ bot sich zunächst eine besonders abwehrende Politik gegenüber den nicht-deutschsprechenden Minderheiten an – insbesondere den Kärntner Slowenen. (Perchinig 1989). Im Zuge der Migration und der europäischen Integration kam dann Orientierung gegen Einwanderung und Migration hinzu.
- Durch die – programmatische – Vernachlässigung des traditionellen Deutschnationalismus konnte die FPÖ sich mit bestimmten Inhalten des Österreich-Patriotismus aussöhnen, der vor allem nach 1945 als Antithese zum Deutschnationalismus entstanden war. Die FPÖ wurde Österreich-patriotisch, ohne sich von ihren – etwa in der politischen Rekrutierung sehr deutlichen – deutschnationalen Wurzeln trennen zu müssen. (Pelinka 1998, 194 – 203)

Diese „Versöhnung“ zunächst – anscheinend – unversöhnlicher Positionen reflektiert die „Versöhnung“ der beiden Rollen, die Österreich mit Bezug auf das NS-Regime zugeschrieben wurden und von Österreich auch in Anspruch genommen werden – die Rolle von „Opfern“ des NS-Regimes und die Rolle von „Tätern“ im NS-Regime.

Diese Ambivalenz der Selbst- und Fremdzuschreibungen beginnt formell mit der Moskauer Deklaration vom 1. November 1943. (Stourzh 1998, 11 – 28; Bischof 1999, 20 – 29) In dieser Erklärung sprechen die Alliierten Österreich einerseits die Rolle des „ersten Opfers“ der Expansionspolitik des nationalsozialistischen Deutschland zu – andererseits geben sie aber Österreich auch eine Mitverantwortung am Angriffskrieg Deutschlands.

Diese auf den ersten Blick so widersprüchliche Doppelrolle hat ihren Hintergrund in den Ereignissen des März und April 1938 und der historischen Entwicklung, die zum international weitgehend anerkannten „Anschluss“ führte: Die Kombination aus Freiwilligkeit, mit der ein Großteil der österreichischen Bevölkerung den „Anschluss“ begrüßte, und aus massivem, völkerrechtswidrigen Druck von außen läßt ein eindeutiges Entweder – Oder auf die Frage nach einer österreichischen Opferrolle einfach nicht zu. Diese Ambivalenz hat ihre Konsequenzen in der Unabhängigkeitserklärung vom 27. April 1945 und in der darauf aufbauenden Politik der 2. Republik: Die „Opferrolle“ wurde, außenpolitisch durchaus rational erklärbar, vor allem gegenüber den Alliierten hervorgekehrt; die Rolle des Mitverantwortlichen hingegen heruntergespielt. (Bischof 1999, insbesondere 52 - 77)

Dieses Betonen der Opferrolle nach außen und die bald darauf einsetzende Integration ehemaliger NationalsozialistInnen in das politische System provozierte aber den Eindruck eines politischen Opportunismus, der sowohl von „rechts“ (insbesondere von der FPÖ), als auch (mit Verspätung) von einer neuen Generation von VertreterInnen der Geschichts- und Sozialwissenschaften heftig kritisiert wurde. (Zur Kritik von seiten der FPÖ: Czernin 2000, 13 – 56; als Beispiel wissenschaftlicher Kritik siehe insbesondere Knight 1988) Im Zuge der Debatte um Kurt Waldheim erhielt diese Ambivalenz auch eine internationale Dimension. (Mitten 1992)

Die FPÖ war an der Instrumentierung der österreichischen Opferrolle nach 1945 nicht beteiligt. Sie hatte daher auch keinerlei Probleme, auf Distanz zur 1945 und danach herrschenden Geschichtsdeutung zu gehen. Dadurch gewann die FPÖ einen doppelten Argumentationsvorteil einer doppelten Außenseiterpartei:

- Sie konnte für die große Zahl von ÖsterreicherInnen sprechen, für die 1938 nicht das Jahr einer fremden Besetzung und 1945 nicht das Jahr der Befreiung war.
- Sie konnte sich später auch als Partei profilieren, die sich von den politisch motivierten Interpretationen einer spezifisch österreichischen „political correctness“ freigehalten hatte.

Die FPÖ konnte so aus den Brüchen der österreichischen Geschichte, aus der Fragmentierung österreichischer Identität, einen 1945 zunächst deutlichen Startnachteil in einen Vorteil im politischen Wettbewerb verwandeln. Sie wurde zu der Partei, die das offen auszusprechen schien, was den beiden anderen Traditionsparteien – SPÖ und ÖVP – verwehrt erschien.

4. „Postmodernismus“ und die Brechung der Loyalitäten

Die Entwicklung der österreichischen Politik und der österreichischen Gesellschaft, die den Aufschwung der FPÖ so wesentlich begünstigte, war vom Wegfall des „langen Schatten des Staates“ bestimmt. Ernst Hanisch erklärte Österreichs Besonderheiten mit der These, „dass sich in Österreich eine besonders starke staatlich-bürokratische Tradition entfaltet hat, dass Modernisierungen häufig von oben ausgehen, dass sich die ‚bürgerliche Gesellschaft‘ nie so recht vom Staat freispielen kann.“ (Hanisch 1994, 15)

Diese – historische – Besonderheit ist durch eine andere, ebenfalls historische, zu ergänzen: Der Staat Österreich war bis 1945 nicht im Einklang, sondern im Widerspruch zum herrschenden Gefühl nationaler Identität entstanden und implementiert. Erst ab 1945 kann von einer schrittweisen Aussöhnung zwischen Staat und Nation gesprochen werden. (Heer 1981, Kreissler 1984, Bruckmüller 1996)

Diese Aussöhnung setzte aber gesellschaftliche Energien frei, die sich gegen die Politikmuster richteten, die – durch die Stabilisierung von Politik und Ökonomie – diese Aussöhnung erst ermöglicht hatten: gegen den von SPÖ und ÖVP verkörpertem, überentwickelten Parteienstaat; gegen die vor allem von den „Sozialpartnern“ bestimmte Konkordanzdemokratie. Diese freigesetzten Energien kamen sekundär Parteien neuen Typs zugute – den Grünen, phasenweise auch dem LIF. Vor allem aber war die FPÖ, die sich – obwohl Traditionspartei – den Anstrich einer Partei neuen Typs zu geben verstand.

Bei ihren Erfolgen kam der FPÖ zugute, dass sie einerseits auf ein kleines, aber intaktes „Milieu“ des dritten, des deutschnationalen Lagers zurückgreifen konnte – auf die studentischen Verbindungen und die anderen Verbände des österreichischen Deutschnationalismus und seiner Medien. (Gärtner 1996; Bailer-Galanda, Neugebauer 1997; Scharsach

2000) Andererseits aber vermochte die FPÖ, durch die Geschichte ihres – relativen – Außenseiterdaseins nach 1945, die Rolle einer quasi neuen, eben einer rechtspopulistischen Partei zu übernehmen. Der FPÖ gelang ein Balance-Akt zwischen „insider“- und „outsider“-Rolle – eine Widersprüchlichkeit, deren Erfolg den Beginn einer „postmodernen“ Entwicklungsphase der österreichischen Gesellschaft anzeigt. (Preglau/Richter 1998; Preglau 2001)

Die FPÖ ist, in der Struktur der sie Wählenden, zu einer Partei geworden, die anders als die beiden anderen traditionellen Parteien die traditionellen „cleavages“ (vor allem Klasse) zu überwinden versteht; und die auch besser als die anderen Parteien die „cleavages“ des neuen Typs (vor allem Generation) überbrücken kann: mit einer bemerkenswerten Ausnahme, der Konfliktlinie Geschlecht.

Die FPÖ ist innerhalb von 15 Jahren von einer „bürgerlichen“ Kleinpartei zu einer proletarischen Mittelpartei geworden.

	1978	1986	1990	1994	1995	1999
Männer	54	61	60	60	62	62
Frauen	46	39	40	40	38	38

Tabelle 3: Strukturprofil der FPÖ-Wählerschaft (Anteile von 100 FPÖ-WählerInnen). Quelle: Plasser, Ulram 2000, 231.

	SPÖ	ÖVP	FPÖ	Grüne	LIF
Bildung:					
Ohne höhere Bildung	37	24	29	3	2
Mit höherer Bildung (1)	27	30	22	13	4
Religion: (Katholiken) (2)					
Regelmäßige Kirchgänger	20	59	13	4	1
Kirchenferne (passive) Katholiken	34	22	30	7	3
Gewerkschaftsmitgliedschaft:					
Mitglieder	49	19	21	6	2
Keine Mitglieder	24	30	30	8	4
(1): Höhere Bildung definiert als Abschluss einer höheren Schule (2): Bezogen nur auf das religiöse Verhalten von KatholikInnen – ca. 75 Prozent der österreichischen Bevölkerung und mehr als 90 Prozent aller, die in Österreich einer Religionsgemeinschaft angehören Die Zeilensummen liegen wegen der keiner Partei zuzuordnenden Befragten unter 100 Prozent.					

Tabelle 4: Cleavages im österreichischen Wahlverhalten, 1999 (Anteile an 100 WählerInnen der einzelnen Kategorien). Quelle: Plasser, Ulram 2000, 233.

1986	1990	1994	1995	1999
10	21	29	34	47

Tabelle 5: Stimmenanteile der FPÖ unter ArbeiterInnen (Anteile an 100 Stimmen dieser Kategorie). Quelle: Plasser, Ulram 2000, 232.

Die FPÖ hat in ihrer Aufschwungphase somit vor allem besonders erfolgreich Menschen mit folgenden Merkmalen angesprochen:

- Männer
- Jüngere Menschen
- Menschen ohne höhere Bildung
- Arbeiter
- Menschen ohne Bindung an Gewerkschaften

- Menschen ohne intensive kirchliche Bindung

Zieht man diese Merkmale für einen Vergleich mit den allgemeinen gesellschaftlichen Trends heran, so zeigt sich, dass die FPÖ in zwei Kategorien besonders erfolgreich ist, die gesellschaftlich eher im Rückzug begriffen sind: Menschen ohne höhere Bildung und Menschen mit einem Arbeiterberuf. Dass gleichzeitig die FPÖ vor allem jüngere Männer ohne gewerkschaftliche und ohne kirchliche Bindung besonders anspricht, deutet darauf hin, dass die FPÖ vor allem diejenigen erreicht, die einerseits durch die Auflösung der Bindungen an die politisch-weltanschaulichen Lager politisch freigesetzt sind, die aber andererseits sich nicht unter dem Schutz von Gewerkschaften oder innerhalb eines kirchlichen Milieus empfinden.

Die für den Aufstieg der FPÖ entscheidende Wähler-Klientel ist vor allem dadurch charakterisiert, dass die FPÖ-Wählenden gute Gründe haben, sich gefährdet zu sehen. Sie drücken eine postmoderne Mobilität politischen Verhaltens aus – hinter der aber nicht die Lust an der gesellschaftlichen Mobilität, sondern das angstvolle Zurückweichen vor dieser Beweglichkeit.

Diese eher jungen Wählerinnen und Wähler, die – im Zusammenhang mit ihrer relativ schlechten Ausbildung – Grund haben, ihre persönliche Zukunft eher pessimistisch zu sehen, erfahren nicht mehr – wie das eine Generation davor noch erwarten konnte, dass der überstarke Parteienstaat und die Konkordanzdemokratie, dass das hyperstabile politische System sich als Sicherheitsnetz anbietet. Die in den 80er Jahren einsetzende Privatisierung, der Rückgang politischer Gestaltungsmacht und der – anscheinend unaufhaltsame – Siegeszug der Marktwirtschaft signalisieren das Ende des alten, elitengesteuerten Politikmusters. Die traditionellen Eliten haben an Politikfähigkeit verloren – mit der Konsequenz, dass die Gefolgschaft das Vertrauen in die Eliten verloren hat.

Die Mobilisierung anhand der alten „cleavages“ Klasse und Religion ist kaum noch möglich. Die Mobilisierung der FPÖ erfolgt anhand der Konfliktlinie Modernisierung: Die FPÖ spricht vor allem diejenigen an, die - aus grundsätzlich nachvollziehbaren Gründen – die real ablaufende Modernisierung als gegen sich gerichtet empfinden: Bildung ist der auffallendste Faktor, der die Modernisierungsgewinner von den Verlierern unterscheidet – Bildung als die Summe signifikant höherer, materieller wie auch immaterieller Lebenschancen. Der Fremde oder das Fremde – personalisiert in Form der „Ausländer“ – ist das Stichwort, das die Ängste der Modernisierungsverlierer abrufbar und politisch nutzbar macht.

Die Modernisierungsverlierer sind vor allem im „nicht geschützten“ Sektor der Privatwirtschaft angesiedelt. Im „geschützten“, im öffentlichen Sektor ist daher die FPÖ auffallend unterrepräsentiert.

	SPÖ	ÖVP	FPÖ	Grüne	LIF
Beschäftigte in der Privatwirtschaft	36	20	31	7	4
im öffentlichen Sektor	36	29	21	9	3
Die Zeilensummen liegen wegen der keiner Partei zuzuordnenden Befragten unter 100 Prozent.					

Tabelle 6: Cleavages im österreichischen Wählerverhalten, 1999 (Anteile an 100 WählerInnen der Kategorien). Quelle: Plasser, Ulram 2000, 233.

Die FPÖ ist, in ihrer Erfolgsphase seit 1986, eine Partei jenseits von Klasse und Nation und Religion. Gleichzeitig mobilisiert sie aber in einer postmodernen Form exakt entlang dieser „cleavages“ – freilich in einer neuen, nicht dem Mobilisierungsmuster der Lager entsprechenden Form:

- Hinter den Ängsten der Modernisierungsverlierer steht, ausgedrückt im Bildungsprofil der FPÖ-Wählenden, der Faktor Klasse – durchaus auch im Sinne von Proletariat.
- Hinter diesem Faktor wird aber auch der Faktor Religion und der Faktor Nation sichtbar – im Sinne von Affekten gegen „Fremde“, die sich auch durch rassistische, revisionistische, die „Volksgemeinschaft“ betonende und antiislamische Rhetorik ausdrückt. (Czernin 2000, 72 – 97; Scharsach, Kuch 2000, insbesondere 56 - 108; Preglau 2001, insbesondere 206 f.)

Der FPÖ ist es gelungen, den Protest gegen Europäisierung und Internationalisierung zu artikulieren: Die Opposition gegen Österreichs EU-Beitritt, gegen Österreichs Teilnahme an der Europäischen Währungsunion und an der „Ost“-Erweiterung der EU drücken diese Haltung aus. (Scharsach, Kuch 2000, 281 – 286) Die FPÖ hat es zustande gebracht, das alte Mobilisierungsmuster der politisch-weltanschaulichen Lager zu überwinden – und durch ein postmodernes Amalgam „Mehrfachcodierung“, „Auflösung des Kanons“, „Ironische Wertunterminierung“, „hyperreale Skandalisierung“ und „Karnevalisierung“ zu ersetzen. (Preglau 2001, 196 – 200)

Die FPÖ hat die Enge des deutschnationalen Lagers hinter sich gelassen; sie hat sich (scheinbar, anscheinend) mit der ohne dieses, eigentlich gegen dieses – ihr – Lager nach 1945 entwickelten österreichische Identität ausgesöhnt, ohne sich von ihren deutschnationalen Wurzeln wirklich zu lösen. Sie hat ihren Aufstieg von einer Kleinpartei mit mühsam erworbener Bündnisfähigkeit zur großen Mittelpartei zunächst mit dem Verlust dieser Bündnisfähigkeit bezahlt – und diese aber 2000, durch das Angebot der ÖVP, wieder zurückerhalten. Sie ist als Partei des Protestes gegen die „Altparteien“, gegen das „System“, gegen die vom sozialistischen und katholisch-konservativen Lager getragene Nachkriegsordnung groß geworden. Doch letztlich drückt sie die Ängste derer aus, die sich von der Auflösung der Lager und der Lagerkultur bedroht fühlen: Sie spricht für diejenigen, die sich – aus durchaus nachvollziehbaren Gründen – als Verlierer der Entwicklung sehen, die der FPÖ genützt hat und die von der FPÖ auch vorangetrieben wurde.

Die FPÖ ist die Betreiberin und die Nutznießerin einer „Wende“ genannten Veränderung – und bietet denen eine Plattform, die Opfer dieser „Wende“ zu werden drohen.

Literatur

- Bailer-Galanda, Brigitte; Neugebauer, Wolfgang (1997). Haider und die „Freiheitlichen“ in Österreich. Berlin: Elefanten.
- Berchtold, Klaus (ed.) (1967). Österreichische Parteiprogramme 1868 – 1966. Wien: Verlag für Geschichte und Politik.
- Betz, Hans-Georg (1994). Radical Right-Wing Populism in Western Europe. London: Mac Millan.
- Bischof, Günter (1999). Austria in the First Cold War, 1945 – 1955. The Leverage of the Weak. London: Mac Millan.
- Bischof, Günter; Pelinka, Anton (eds.) (1996). Austro-Corporatism. Past, Present, Future. Contemporary Austrian Studies, Vol.4. New Brunswick (NJ): Transaction.
- Bruckmüller, Ernst (1996). Nation Österreich. Kulturelles Bewusstsein und gesellschaftliche Prozesse. Wien: Signum.
- Crepaz, Markus M. L.; Betz, Hans-Georg (2000). Postindustrial Cleavages and Electoral Changes in an Advanced Capitalist Democracy: The Austrian Case. In: Bischof, Günter; Pelinka, Anton; Stiefel, Dieter (eds.). The Marshall Plan in Austria. Contemporary Austrian Studies, Vol. 8. New Brunswick (NJ): Transaction, 506 – 532.
- Czernin, Hubertus (ed.) (2000). „Wofür ich mich meinetwegen entschuldige.“ Haider, beim Wort genommen. Wien: Czernin.
- Gärtner, Reinhold (1996). Die ordentlichen Rechten. Die ‚Aula‘, die Freiheitlichen und der Rechtsextremismus. Wien: Picus.
- Haller, Max (1996). Identität und Nationalstolz der Österreicher. Gesellschaftliche Ursachen und Funktionen. Herausbildung und Transformation seit 1945. Internationaler Vergleich. Wien: Böhlau.
- Hanisch, Ernst (1994). Hanisch: Der lange Schatten des Staates. Österreichische Gesellschaftsgeschichte im 20. Jahrhundert. Wien: Ueberreuter.
- Heer, Friedrich (1981). Der Kampf um die österreichische Identität. Wien: Böhlau.
- Karlhofer, Tólos (1996). Sozialpartnerschaft und EU. Integrationsdynamik und Handlungsrahmen der österreichischen Sozialpartnerschaft. Wien: Signum.
- Knight, Robert (1988). „Ich bin dafür, die Sache in die Länge zu ziehen.“ Die Wortprotokolle der österreichischen Bundesregierung über die Entschädigung der Juden. Wien: Amalthea.
- Kopeinig, Margaretha; Kotanko, Christoph (2000). Eine europäische Affäre. Der Weisen-Bericht und die Sanktionen gegen Österreich. Wien: Czernin.
- Kreissler, Felix (1984). Der Österreicher und seine Nation. Ein Lernprozess mit Hindernissen. Wien: Böhlau.
- Lehbruch, Gerhard (1967). Proporzdemokratie. Politisches System und Politische Kultur in der Schweiz und in Österreich. Tübingen: Mohr.
- Lijphart, Arend (1977). Democracy in Plural Societies. A Comparative Exploration. New Haven: Yale University Press.
- Mitten, Richard (1992). The Politics of Antisemitic Prejudice. The Waldheim Phenomenon in Austria. Boulder (CO): Westview.
- Pelinka, Anton (1993). Die Kleine Koalition. SPÖ – FPÖ. 1983 – 1986. Wien: Böhlau.
- Pelinka, Anton (1998). Austria. Out of the Shadow of the Past. Boulder (CO): Westview.
- Perching, Bernhard (1989). „Wir sind Kärntner und damit hat sich’s....“ Deutschnationalismus und politische Kultur in Kärnten. Klagenfurt / Celovec: Drava.
- Plasser, Fritz; Ulram, Peter A. (2000). Rechtspopulistische Resonanzen. Die Wählerschaft der FPÖ. In: Plasser, Fritz; Ulram, Peter A.; Sommer, Franz (eds.), 2000. Das österreichische Wahlverhalten. Wien: Signum, 225 – 242.
- Plasser, Fritz; Ulram, Peter A.; Sommer, Franz (eds.) (2000). Das österreichische Wahlverhalten. Wien: Signum.

- Preglau, Max; Richter, Rudolf (eds.) (1998). Postmodernes Österreich? Konturen des Wandels in Wirtschaft, Gesellschaft, Politik und Kultur: Signum.
- Preglau, Max (2001). Rechtsextrem oder postmodern? Ein Jahr Regierungspolitik der (Haider-)FPÖ. *SWS-Rundschau* 2/2001, 193 – 213.
- Reinfeldt, Sebastian (2000). Nicht – wir und Die da. Studien zum rechten Populismus. Wien: Braumüller.
- Sandgruber, Roman (1995). Ökonomie und Politik. Österreichische Wirtschaftsgeschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Wien: Ueberreuter.
- Scharsach, Hans-Henning (ed.) (2000). Haider. Österreich und die rechte Versuchung. Reinbek: Rowohlt.
- Scharsach, Hans-Henning; Kuch, Kurt (2000). Haider: Schatten über Europa. Köln: Kiepenheuer und Witsch.
- Stourzh, Gerald (1998). Um Einheit und Freiheit. Staatsvertrag, Neutralität und das Ende der Ost-West-Besatzung Österreichs 1945 – 1955. Wien: Böhlau.
- Wandruszka, Adam (1954). Österreichs politische Struktur. Die Entwicklung der Parteien und politischen Bewegungen. In: Benedikt, Heinrich (ed.). Geschichte der Republik Österreich. Wien: Verlag für Geschichte und Politik, 291 – 485.
- Wodak, Ruth; Pelinka, Anton (eds.) (2001). The Haider-Phenomenon. New Brunswick (NJ): Transaction.

Zum Autor: Anton Pelinka, seit 1975 Professor für Politikwissenschaft, Universität Innsbruck. Seit 1990 Wissenschaftlicher Leiter des Instituts für Konfliktforschung, Wien. Schwerpunkte: Politisches System Österreichs, Demokratietheorie, Vergleich politischer Systeme. Veröffentlichungen u.a.: „Austria: Out of the Shadow of the Past“ (Boulder: Westview, 1998); „Österreichische Politik“ (gemeinsam mit Sieglinde Rosenberger, Wien: Boehlau, 2000).

Adresse: Institut für Politikwissenschaft, Universität Innsbruck (www.uibk.ac.at), Universitätsstraße 15, A 6020 Innsbruck. e-mail: anton.pelinka@uibk.ac.at

Wilhelm Kempf (Konstanz)

Die Konstruktion nationaler Identität in der österreichischen Presse seit '45

Die in der vorliegenden Arbeit dargestellten Untersuchungsergebnisse sind Teil eines internationalen Forschungsprojektes, welches die Konstruktion nationaler Identitäten durch die Medien im Europa der Nachkriegszeit (1945-1996) untersucht. Mittels eines einheitlichen Untersuchungsdesigns wird die Mainstream-Presse in Österreich, Deutschland und der Schweiz sowie in Finnland und Estland inhaltsanalytisch ausgewertet. Die hier referierten Befunde beruhen auf der österreichischen, der deutschen und der schweizerischen Teilstudie, auf einer vergleichenden Analyse österreichischer, deutscher und schweizerischer Printmedien sowie auf einer Sekundäranalyse des in diesen Studien erhobenen Datenmaterials und auf einer vergleichenden Analyse xenophober vs. multikultureller Aspekte der Identitätskonstruktion in der österreichischen, schweizerischen, deutschen, finnischen und estnischen Presse. Dabei geht es nicht so sehr darum, was österreichische Identität ist, als vielmehr darum, wie diese Identität von der österreichischen Mainstream-Presse konstruiert wurde. Im Zentrum der Untersuchung stehen die Themenkomplexe

- Geschichtsinterpretationen und Patriotismus,
- Demokratische Kultur,
- Neutralität sowie
- Ausländerfeindlichkeit und Rassismus.

Die Ergebnisse der Untersuchung zeigen, wie die österreichische Presse jenem geistigen Klima Vorschub geleistet hat, welches es Haider ermöglichte, sich einer ursprünglich linken Systemkritik zu bedienen, um sie im Mix mit Fremdenhass und dem Appell an dumpfe Volksgemeinschaftsinstinkte in ein rechtspopulistisches Erfolgsrezept umzumünzen. Das Entstehen dieses Meinungsklimas ist vor allem auch dem Populismus der österreichischen Medien geschuldet, die über Jahrzehnte hinweg jegliche kritische Auseinandersetzung vermieden und im Wettbewerb um Auflagenzahlen stattdessen eine dumpfe Unzufriedenheit in der Bevölkerung bedient haben. In der Konstruktion nationaler Identität seitens der österreichischen Printmedien kommt eine symbiotische Entfremdung der Bevölkerung von ihrer Nation zum Ausdruck. Diese wird in der Vermeidung einer ernsthaften Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte ebenso erkennbar wie im Fehlen eines demokratischen Diskurses um aktuelle politische Streitfragen, in der Harmonisierung von Konflikten durch Wegschauen ebenso wie in verniedlichender Selbstgerechtigkeit, die mit wachsender Unzufriedenheit gepaart ist. Nicht zuletzt

auch die - mit dem beginnenden Aufstieg der FPÖ zusammenfallende - Zunahme offen ausländerfeindlicher Tendenzen in der österreichischen Presse gegen Ende des Untersuchungszeitraums zeigt deutlich, wie der Populismus der österreichischen Medien diesen Aufstieg gefördert hat.

Gleichwohl stellte die Regierungsbeteiligung der FPÖ eine Zäsur in der österreichischen Nachkriegsgeschichte dar, welche die Frage nach der nationalen Identität Österreichs völlig neu aufwirft. Das Prinzip Österreich, wie es sich nach 1945 als raffiniertes Selbsttäuschungsmanöver konstituierte und in der Wirklichkeit tatsächlich über weite Strecken erfolgreich durchgesetzt hat, ist obsolet geworden.

[Volltext \(in Deutsch\)](#)

Zum Autor: Wilhelm Kempf, seit 1977 Professor für Psychologische Methodenlehre und Leiter der Projektgruppe Friedensforschung an der Universität Konstanz. Schwerpunkte: Gewaltfreie Konfliktlösungen, Konstruktion sozialer Wirklichkeit durch die Massenmedien. Veröffentlichungen u.a.: "Krieg, Nationalismus, Rassismus und die Medien" (gemeinsam mit Irena Schmidt-Regener, Münster: Lit, 1998); "Konflikt und Gewalt" (Münster: agenda, 2000); "Los Medios y la Cultura de Paz" (gemeinsam mit Sonia Gutiérrez Villalobos, Berlin: regener, 2001).

Adresse: Fachbereich Psychologie, Universität Konstanz (www.uni-konstanz.de), D-78457 Konstanz. e-mail: Wilhelm.Kempf@uni-konstanz.de

Wilhelm Kempf (Konstanz)

The construction of national identity in the Austrian press since 1945

The research results presented in the present work are part of an international research project which is studying the construction of national identities by the European media in the postwar period (1945-1996). By means of a unified research design the mainstream press in Austria, Germany and Switzerland, as well as in Finland and Estonia, is being content-analytically evaluated. The findings reported on here touch on the Austrian, German and Swiss component studies, on a comparative analysis of Austrian, German and Swiss print media, as well as on a secondary analysis of the data collected in these studies and on a comparative analysis of xenophobic versus multicultural aspects of the construction of identity in the Austrian, Swiss, German, Finnish and Estonian press.

The chief focus is less on what Austrian identity is than on how this identity has been constructed by the Austrian mainstream press. The core of the study centers on the topic complexes

- Interpretations of history and patriotism,
- Democratic culture,
- Neutrality and
- Xenophobia and racism.

The results of the study show how the Austrian press has encouraged the intellectual climate which enabled Haider to make use of an originally leftist system critique in order to convert it in a mixture with xenophobia and an appeal to vulgar populist instincts into a recipe for right-wing populist success. The rise of this climate of opinion is above all also the fault of the populism of the Austrian media, which for decades avoided any critical analysis and instead, competing for high sales quotas, exploited a vague dissatisfaction in the population for its purposes. A symbiotic alienation of the population from the nation has found expression in the construction of national identity on the part of the Austrian print media. This is as apparent in the avoidance of any serious analysis of national history as in the absence of a democratic discourse on controversial current and topical political issues, in the harmonization of conflicts by looking away, as well as in the trivializing self righteousness which is linked with growing dissatisfaction. Not least of all, as well the - coinciding with the initial rise of the FPÖ - increasing tendency to open expressions of xenophobia in the Austrian press toward the end of the period under study shows clearly how the populism of the Austrian media contributed to its rise. At the same time, the participation of the FPÖ in the government represents a

caesura in Austrian postwar history which raises the question of Austria's national identity in a completely new way. The Principle of Austria, which was constituted after 1945 as a sophisticated self-deception maneuver and was actually successfully realized over long periods, has become obsolete.

[full text \(in German\)](#)

On the author. Wilhelm Kempf, since 1977 Professor for Psychological Methodology and Director of the Project Group on Peace Research at the University of Konstanz, Germany. Special areas of interest: nonviolent conflict solutions, the construction of social reality by the mass media. Publications, inter alia: "Krieg, Nationalismus, Rassismus und die Medien" (with Irena Schmidt-Regener, Münster: Lit, 1998); "Konflikt und Gewalt" (Münster: agenda, 2000); "Los Medios y la Cultura de Paz" (with Sonia Gutiérrez Villalobos, Berlin: regener, 2001).

Address: Fachbereich Psychologie, Universität Konstanz (www.uni-konstanz.de), D-78457 Konstanz. e-mail: Wilhelm.Kempf@uni-konstanz.de.

Wilhelm Kempf (Konstanz)

Die Konstruktion nationaler Identität in der österreichischen Presse seit '45

Abstract: The research results presented in the present work are part of an international research project which is studying the construction of national identities by the European media in the postwar period (1945-1996). By means of a unified research design the mainstream press in Austria, Germany and Switzerland, as well as in Finland and Estonia, is being content-analytically evaluated. The findings reported on here touch on the Austrian, German and Swiss component studies, on a comparative analysis of Austrian, German and Swiss print media, as well as on a secondary analysis of the data collected in these studies and on a comparative analysis of xenophobic versus multicultural aspects of the construction of identity in the Austrian, Swiss, German, Finnish and Estonian press.

The chief focus is less on what Austrian identity is than on how this identity has been constructed by the Austrian mainstream press. The core of the study centers on the topic complexes

- Interpretations of history and patriotism,
- Democratic culture,
- Neutrality and
- Xenophobia and racism.

The results of the study show how the Austrian press has encouraged the intellectual climate which enabled Haider to make use of an originally leftist system critique in order to convert it in a mixture with xenophobia and an appeal to vulgar populist instincts into a recipe for right-wing populist success. The rise of this climate of opinion is above all also the fault of the populism of the Austrian media, which for decades avoided any critical analysis and instead, competing for high sales quotas, exploited a vague dissatisfaction in the population for its purposes. A *symbiotic alienation* of the population from the nation has found expression in the construction of national identity on the part of the Austrian print media. This is as apparent in the avoidance of any serious analysis of national history as in the absence of a democratic discourse on controversial current and topical political issues, in the harmonization of conflicts by looking away, as well as in the trivializing self righteousness which is linked with growing dissatisfaction. Not least of all, as well the – coinciding with the initial rise of the FPÖ – increasing tendency to open expressions of xenophobia in the Austrian press toward the end of the period under study shows clearly how the populism of the Austrian media contributed to its rise.

At the same time, the participation of the FPÖ in the government represents a caesura in Austrian postwar history which raises the question of Austria's national identity in a completely new way. The Principle of Austria, which was constituted after 1945 as a sophisticated self-deception maneuver and was actually successfully realized over long periods, has become obsolete.

Kurzfassung: Die in der vorliegenden Arbeit dargestellten Untersuchungsergebnisse sind Teil eines internationalen Forschungsprojektes, welches die Konstruktion nationaler Identitäten durch die Medien im Europa der Nachkriegszeit (1945-1996) untersucht. Mittels eines einheitlichen Untersuchungsdesigns wird die Mainstream-Presse in Österreich, Deutschland und der Schweiz sowie in Finnland und Estland inhaltsanalytisch ausgewertet. Die hier referierten Befunde beruhen auf der österreichischen, der deutschen und der schweizerischen Teilstudie, auf einer vergleichenden Analyse österreichischer, deutscher und schweizerischer Printmedien sowie auf einer Sekundäranalyse des in diesen Studien erhobenen Datenmaterials und auf einer vergleichenden Analyse xenophober vs. multikultureller Aspekte der Identitätskonstruktion in der österreichischen, schweizerischen, deutschen, finnischen und estnischen Presse.

Dabei geht es nicht so sehr darum, *was* österreichische Identität ist, als vielmehr darum, *wie* diese Identität von der österreichischen Mainstream-Presse konstruiert wurde. Im Zentrum der Untersuchung stehen die Themenkomplexe

- Geschichtsinterpretationen und Patriotismus,
- Demokratische Kultur,
- Neutralität sowie
- Ausländerfeindlichkeit und Rassismus.

Die Ergebnisse der Untersuchung zeigen, wie die österreichische Presse jenem geistigen Klima Vorschub geleistet hat, welches es Haider ermöglichte, sich einer ursprünglich linken Systemkritik zu bedienen, um sie im Mix mit Fremdenhass und dem Appell an dumpfe Volksgemeinschaftsinstinkte in ein rechtspopulistisches Erfolgsrezept umzumünzen. Das Entstehen dieses Meinungsklimas ist vor allem auch dem Populismus der österreichischen Medien geschuldet, die über Jahrzehnte hinweg jegliche kritische Auseinandersetzung vermieden und im Wettbewerb um Auflagenzahlen stattdessen eine dumpfe Unzufriedenheit in der Bevölkerung bedient haben. In der Konstruktion nationaler Identität seitens der österreichischen Printmedien kommt eine *symbiotische Entfremdung* der Bevölkerung von ihrer Nation zum Ausdruck. Diese wird in der Vermeidung einer ernsthaften Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte ebenso erkennbar wie im Fehlen eines demokratischen Diskurses um aktuelle politische Streitfragen, in der Harmonisierung von Konflikten durch Wegschauen ebenso wie in verniedlichender Selbstgerechtigkeit, die mit wachsender Unzufriedenheit gepaart ist. Nicht zuletzt auch die - mit dem beginnenden Aufstieg der FPÖ zusammenfallende - Zunahme offen ausländerfeindlicher Tendenzen in der österreichischen Presse gegen Ende des Untersuchungszeitraums zeigt deutlich, wie der Populismus der österreichischen Medien diesen Aufstieg gefördert hat.

Gleichwohl stellte die Regierungsbeteiligung der FPÖ eine Zäsur in der österreichischen Nachkriegsgeschichte dar, welche die Frage nach der nationalen Identität Österreichs völlig neu aufwirft. Das Prinzip Österreich, wie es sich nach 1945 als raffiniertes Selbsttäuschungsmanöver konstituierte und in der Wirklichkeit tatsächlich über weite Strecken erfolgreich durchgesetzt hat, ist obsolet geworden.

Land der Berge, Land am Strome,
Land der Äcker, Land der Dome,
Land der Hämmer, zukunftsreich!
Heimat bist Du großer Söhne,
Volk, begnadet für das Schöne,
vielgerühmtes Österreich,
vielgerühmtes Österreich!

(Bundeshymne der Republik Österreich)

„Das Prinzip Österreich, wie es sich nach 1945 als raffiniertes kollektives Selbsttäuschungsmanöver konstituierte und in der Wirklichkeit tatsächlich über weite Strecken erfolgreich durchsetzte“ (Liessmann, 1999, 161), macht die Hypothese glaubwürdig, dass die Medienkonstruktion österreichischer Identität und das subjektive Identitätsgefühl der Österreicher weit stärker in eins zusammenfallen als in irgendeinem anderen europäischen Land.

„Auf die immer wieder gestellte Frage, was denn das spezifisch Österreichische sei“, schreibt Liessmann weiter, „habe ich selbst einmal launig geantwortet: diese Frage. Und man wird kaum fehlgehen, wenn man die Frage nach der österreichischen Identität zu einem der entscheidenden Motive für den intellektuellen Diskurs des letzten Jahrzehnts zählt“. Es ist dies ein Diskurs, der sich mit einer Vielzahl von Fragen auseinander zu setzen hat, zu denen auch jene gehören, die im Zentrum der vorliegenden Untersuchung stehen: Geschichtsinterpretationen und Patriotismus, demokratische Kultur, Neutralität sowie Ausländerfeindlichkeit und Rassismus – und in all diesen Kontexten auch mit der Frage, was hinter der Schönheit dieses Landes denn alles versteckt wird, warum selbst die, die erbittert dagegen ankämpfen, was da versteckt wird, sich – wie Elfriede Jelinek (1987) - allenfalls ironisch davon distanzieren können. Aber entziehen können sich dem Prinzip Österreich nicht einmal jene, die es nicht aushalten, dort zu leben.

Die im folgenden dargestellten Untersuchungsergebnisse sind Teil eines internationalen Forschungsprojektes (vgl. Luostarinen, 1998), welches die Medienkonstruktion nationaler Identitäten im Europa der Nachkriegszeit (1945-1996) untersucht. Mittels eines einheitlichen Untersuchungsdesigns (vgl. Kempf, 2000b) wird die Mainstream-Presse in Österreich, Deutschland und der Schweiz sowie in Finnland und Estland inhaltsanalytisch ausgewertet. Die hier referierten Befunde beruhen auf der österreichischen (Rüegg, 1999), der deutschen (Mattenschlager, 1997) und der schweizerischen (Riedle, 1997) Teilstudie, auf einer vergleichenden Analyse österreichischer, deutscher und schweizerischer Printmedien (Nestele, 1998) sowie auf einer Sekundäranalyse des in diesen Studien erhobenen Datenmaterials und auf einer vergleichenden Analyse xenophober vs. multikultureller Aspekte der Identitätskonstruktion in der österreichischen, schweizerischen, deutschen, finnischen und estnischen Presse (Kempf, 2000b).

Dabei geht es in der vorliegenden Studie nicht so sehr darum, *was* österreichische Identität ist, als darum, *wie* diese Identität von der österreichischen Mainstream-Presse konstruiert wurde, und auch darum, wie die österreichische Presse damit jenem geistigen Klima Vorschub geleistet hat, welches den Aufstieg Haiders und schließlich die schwarz-blaue Regierungsbildung in Wien ermöglicht hat.

1. Geschichtsinterpretationen und Patriotismus

Robert Menasse (1999, 79) hat die Weigerung des Vorstandes der Creditanstalt, ihre Archive zu öffnen, um die historische Kollaboration dieser Bank mit den Nazi-Verbrechern aufarbeiten zu können, zum Anlass für die Frage genommen, warum in Österreich selbst „Nachgeborene“, die kraft ihres Geburtsdatums unschuldig sind, Panik überfällt, wenn sie mit Geschichte konfrontiert werden, und warum sie sich eher mit den historischen Tätern als mit den zeitgenössischen Fragen an die Geschichte identifizieren. Und die Antwort, die Menasse darauf gibt, lautet: „Aus einem einfachen Grund: Sie haben es nicht anders gelernt“. Und weiter: „Das, was sie nicht anders gelernt haben, ist, was man in Österreich eben lernt“.

Menasse dürfte Recht haben. Zumindest, wenn man aus der österreichischen Presse zu lernen versucht. Wie aus der Untersuchung von Rüegg (1999) hervorgeht, blieben historische Aspekte in ca. $\frac{3}{4}$ der analysierten Texte weitestgehend unthematisiert (74%).

Die österreichische Presse stimmt in dieser tendenziellen Geschichtslosigkeit mit der bundesdeutschen Presse (78%) überein, unterscheidet sich jedoch deutlich von der Presse der ehemaligen DDR (58%), die durch ein deutlich größeres Geschichtsbewusstsein geprägt war (Mattenschlager, 1997). Indem historische Aspekte auch in den schweizerischen Printmedien weit seltener unthematisiert blieben (65%) als in Österreich und der BRD (Riedle, 1997), kann diese mangelnde Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte zunächst als Charakteristikum der Presse in den kapitalistischen Nachfolgestaaten des Dritten Reiches verstanden werden (Chi-Quadrat = 31.8340, df=3, $p < 0.001$). In der österreichi-

schen Presse nahm sie jedoch eine spezifische Form an, die sich für die Entwicklung politischer Kultur in Österreich als verhängnisvoll erweisen sollte.

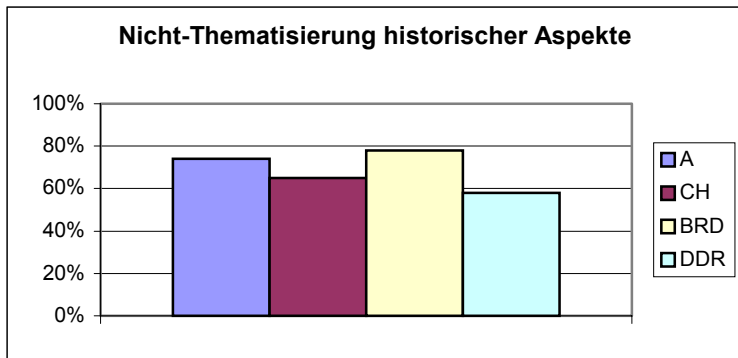


Abbildung 1: Nicht-Thematisierung historischer Aspekte in Österreich, Deutschland und der Schweiz von 1945-1995

Am stärksten ausgeprägt war die Nichtthematisierung historischer Aspekte in der unmittelbaren Nachkriegszeit (1946-55) und dann wieder nach Ende des Kalten Krieges (1990-1995), d.h. gerade in jenen Phasen der österreichischen Nachkriegsgeschichte, in denen eine kritische Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte aufgrund der historischen Umbruchsituation größte Dringlichkeit besessen hätte.

- Wenn die österreichischen Printmedien historische Aspekte thematisierten, so setzten sie zumeist eine rosarote Brille (Stil 1, 18%) auf, charakterisiert durch eine klar positive Bewertung historischer Aspekte aus der Zeit vor dem Nationalsozialismus (Variable 3.2+: 94%), bei nur gelegentlicher Erwähnung negativer Aspekte (Variable 3.2-: 16%) und in einigen Fällen unterstützt durch die Betonung von positiver Zusammenarbeit mit anderen Staaten im Laufe der österreichischen Geschichte (Variable 3.8+: 8%). Die Zeit des Nationalsozialismus wurde dabei gänzlich ausgeblendet.
- Eine differenziertere Betrachtung historischer Aspekte, welche sich mit der nationalsozialistischen Zeit kritisch auseinander setzte (Variable 3.4-: 89%), dabei aber nur gelegentlich die eigene schuldhaftige Verstrickung in den Faschismus eingestand (Variable 3.3.1-: 17%) und ebenso oft den Mythos von der Opferrolle Österreichs bemühte (Variable 3.3.1+: 17%), fand sich deutlich seltener (Stil 2, 8%) und war auch in der Bewertung historischer Aspekte aus der Zeit vor dem Nationalsozialismus und/oder nach '45 deutlich ambivalent (Variable 3.2+: 59%; Variable 3.2-: 53%).¹

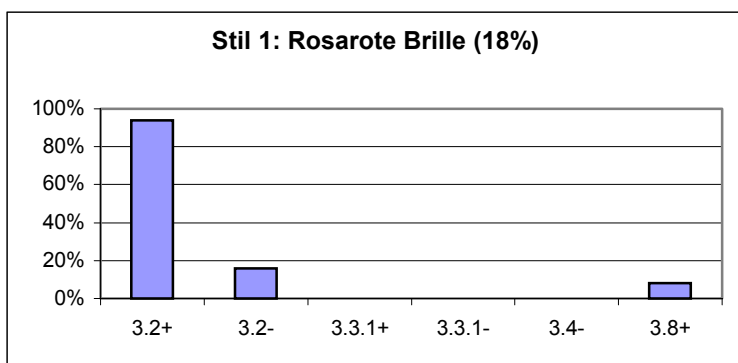


Abbildung 2: Die rosarote Brille

¹ Ebenso wie in Stil 1 wurde dabei gelegentlich auch auf Phasen positiver Zusammenarbeit mit anderen Staaten Bezug genommen (Variable 3.8+: 11%).

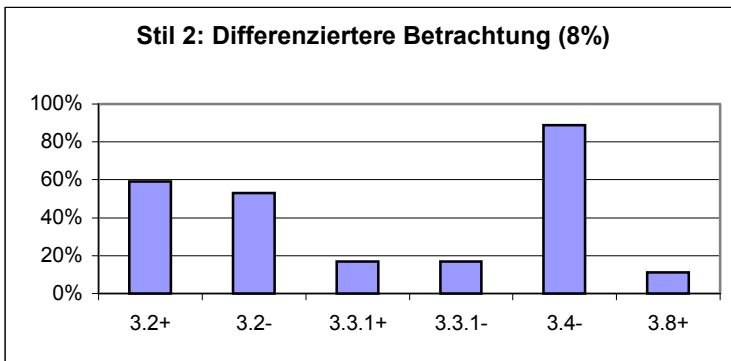


Abbildung 3: Differenziertere Auseinandersetzung mit nationalhistorischen Aspekten

Am deutlichsten war die rosarote Brille, mit welcher die österreichischen Printmedien die nationale Geschichte zeichneten (Stil 1), in der Zeit zwischen 1956 und 1989. Sie wurde während der Umbruchsituation nach Ende des Kalten Krieges wieder etwas zurückgenommen. Die Schönfärberei österreichischer Geschichte war aber auch in den Jahren 1990 bis 1995 noch deutlich stärker als in der unmittelbaren Nachkriegszeit (1946-1955) und wurde nicht etwa durch einen differenzierteren Umgang mit historischen Aspekten der nationalen Identität Österreichs abgelöst. Im Gegenteil lag dieser differenziertere Umgang mit der eigenen Geschichte in den Jahren 1990 bis 1995 sogar noch unter dem Niveau von 1946 bis 1955, wobei sich erkennen lässt, dass ein differenzierterer Umgang mit historischen Fragen von der österreichischen Presse immer dann besonders wenig gepflegt wurde, wenn die internationale Bedeutung Österreichs einen Aufschwung erlebte: sowohl während der Ära Kreisky (1970-1982) als auch nach 1990.

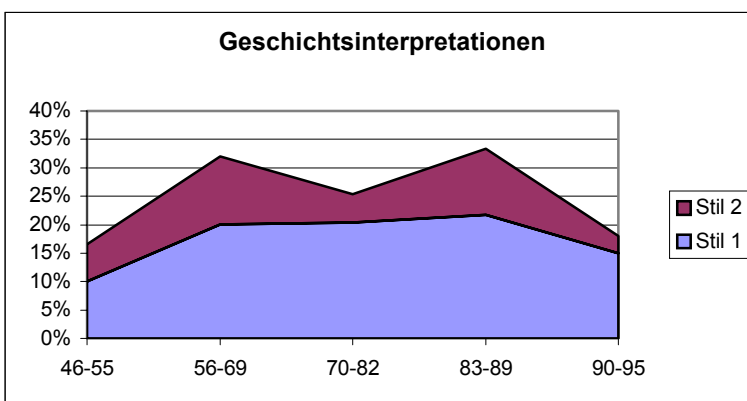


Abbildung 4: Geschichtsinterpretationen im Zeitverlauf

Statt sich mit seiner Geschichte auseinander zu setzen, rettete man sich lieber in den Mythos von operettenhafter Harmlosigkeit. Das war schon in der unmittelbaren Nachkriegszeit so. Paradigmatisch dafür ist der 1952 von Wolfgang Liebeneiner gedrehte österreichische Spielfilm „1. April 2000“, in dessen Phantasieszenario Österreich nach 55 Jahren unter alliierter Besatzung seine Eignung für die Weltgesellschaft beweisen soll, andernfalls droht die Umwandlung zum historischen Themenpark, in dem nur noch Förster und Museumsdiener verbleiben dürfen. Das im Auftrag der Bundesregierung von Rudolf Brunngaber und Ernst Marboe verfasste Drehbuch findet in der Geschichte allerlei Vorzeigbares, womit Österreich das Anforderungsprofil erfüllt, zu den zivilisierten Mitgliedern der Weltgesellschaft gezählt zu werden: „In den Kreuzzügen war man Vorhut des Abendlandes, in Gestalt von Karl V. übte man die Selbstbeschränkung der Macht (solange nur die Sonne im Reich nicht unterging), in Gestalt von Kaiserin Maria Theresia erregte man den Gebärneid der restlichen Welt, und mit dem Dirndkleid hatte Österreich auch noch die modische Antwort auf die allzu abstrakten Uniformen der Globalunion parat. Und zuletzt hilft immer noch die Musik: Hans Moser alias Herr Winzig komponiert einen Schlager, in dem Österreich seine geographische Lage zur anatomischen aufwertet und sich einfach zum Herz der Welt erklärt“ (Rebhandl, 2000, 13).

Die Alliierten wurden in aller Form zur Premierenfeier eingeladen. Drei Jahre später war Österreich dann tatsächlich unabhängig und – wie Rebhandl anmerkt: „Bis heute ist Österreich „ein wenig überrascht, wenn es ernst genommen wird“. „Geschichte – das war in diesem Land schon virtuell, als es den Begriff ‚virtuell‘ noch gar nicht gab, ein unwirkliches Spiel mit wirklichen Empfindungen“ (Menasse, 1999, 78).

Die Kehrseite der Inszenierung historischer Identität auf der Folie der Harmlosigkeit ist das damit entstehende Selbstbild der Bedeutungslosigkeit, des Operettenstaates, in dem alles - aber auch schon wirklich alles - zur Belanglosigkeit gerät, die sich in weinseligen Walzermelodien besingen lässt: „Der Kaiser, der Hitler und noch ein paar Leut“, wie der Surrealist Leherb bereits in den 70er Jahren diese österreichische Denkungsart persifliert hat,² deren Markenzeichen der Wiener Opernball ist.

Für Patriotismus und Stolz auf das eigene politische System, aber auch für die kritische Auseinandersetzung damit bleibt auch deshalb in Österreich weit geringerer Spielraum als etwa in der aus österreichischer Sicht so gerne belächelten Schweiz. Während dieser Themenkomplex von den schweizerischen Printmedien in mehr als der Hälfte der analysierten Artikel angesprochen wird (Riedle, 1997), sind es in der österreichischen Presse weniger als ein Fünftel (Rüegg, 1999). Und während die Thematisierungen in der Schweiz einem breiten Spektrum von Stilen folgen, die von ungetrübtem (Stil A: 27%) und teilweise demonstrativem Patriotismus (Stil B: 3%) über Kritik mangelnder Identifikation der Schweizer mit ihrem Land (Stil C: 4%) bis zu teils direkter (Stil D: 11%), teils eher indirekter nationaler Selbstkritik (Stil E: 6%) reichen, sind es in Österreich nur zwei Stile, die im Vergleich zur Schweiz deutlich negativer konnotiert sind.

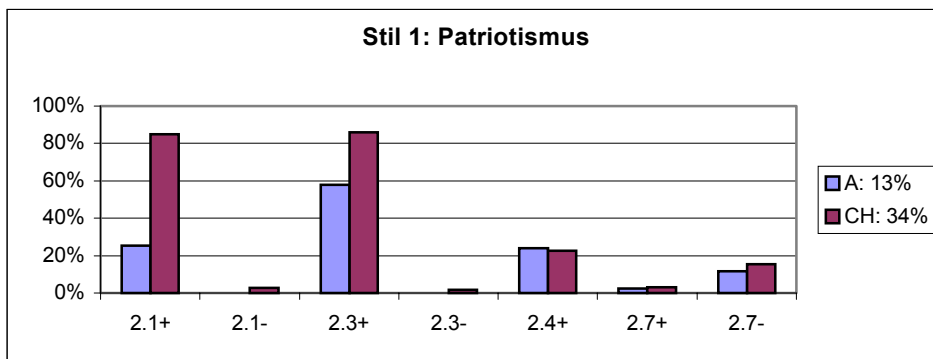


Abbildung 5: Patriotismus in österreichischen und schweizerischen Printmedien

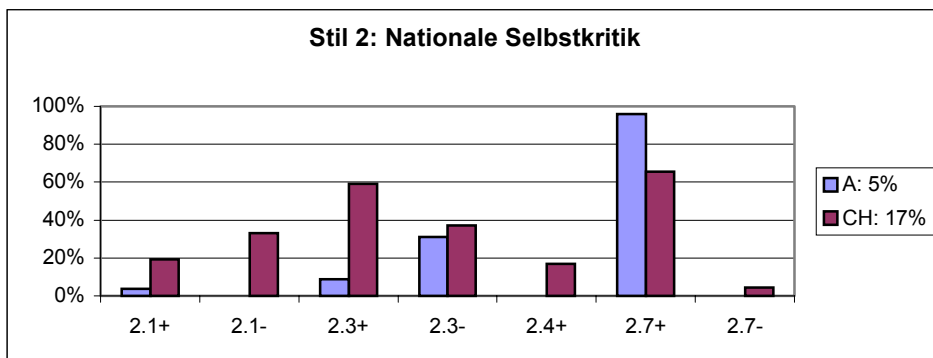


Abbildung 6: Nationale Selbstkritik in österreichischen und schweizerischen Printmedien

- Der erste dieser Stile (13%) ist verhalten patriotisch. Er zeichnet sich durch häufige Erwähnung der Errungenschaften des eigenen politischen Systems aus (Variable 2.3+: 58%), die oft mit dem Ausdruck von Nationalstolz (Variable 2.1+: 25%) oder nationalem Selbstlob (Variable 2.7+: 12%) einhergeht und teilweise mit Kritik an zu geringer Identifikation der Österreicher mit ihrem Land verbunden wird (Variable 2.4+: 24%).

² „In den Straßen von Wien“, Leherb, 1974.

- Der zweite Stil (5%) äußert in der Regel nationale Selbstkritik (Variable 2.7+: 96%) und stellt die Errungenschaften des politischen Systems häufig in Frage (Variable 2.3-: 37%). Eine positive Bewertung dieser Errungenschaften (Variable 2.3+: 8.9%) oder gar Stolz darauf, Österreicher zu sein (Variable 2.1+: 3.6%), treten kaum in Erscheinung.

Vergleicht man diese Stile mit den entsprechenden schweizerischen Stilen, so springt ein eklatanter Mangel an nationalem Selbstbewusstsein ins Auge:

- Sowohl Patriotismus (Stil 1: 13%) als auch Selbstkritik (Stil 2: 5%) sind in der österreichischen Presse weit seltener zu finden als in der schweizerischen, wo die patriotischen Stile (A-C) insgesamt für 34% (Chi-Quadrat = 58.4768, $df=1$, $p<0.001$) und die selbstkritischen Stile (D-E) für 17% (Chi-Quadrat = 31.4912, $df=1$, $p<0.001$) der analysierten Artikel charakteristisch sind.
- Der patriotische Stil ist in Österreich dramatisch weniger durch den Stolz geprägt, Österreicher zu sein (Variable 2.1+: Chi-Quadrat = 67.2554, $df=1$, $p<0.001$), und transportiert deutlich weniger an Zustimmung zu den Errungenschaften des eigenen politischen Systems (Variable 2.3+: Chi-Quadrat = 18.8315, $df=1$, $p<0.001$).
- Der selbstkritische Stil wiederum ist in Österreich deutlich stärker gegen das Selbstverständnis der Nation als solcher gerichtet (Variable 2.7+: Chi-Quadrat = 8.2785, $df=1$, $p<0.001$) und wird - anders als in der Schweiz - extrem selten durch positive Aspekte des eigenen politischen Systems (Variable 2.3+: Chi-Quadrat = 18.7616, $df=1$, $p<0.001$) konterkariert.
- Im Gegensatz zur Schweiz finden sich in diesen kritischen Kontexten aber auch keine Stimmen, die einen überzogenen Nationalstolz zurückweisen (Variable 2.1-: Chi-Quadrat = 10.3933, $df=1$, $p<0.005$) und/oder eine stärkere Identifikation der Bürger mit ihrem Land einfordern (Variable 2.4+: Chi-Quadrat = 4.4821, $df=1$, $p<0.05$). Die Kritik ist gegen die Nation und die Errungenschaften ihres politischen Systems gerichtet, und die Bürger kommen darin nicht vor.

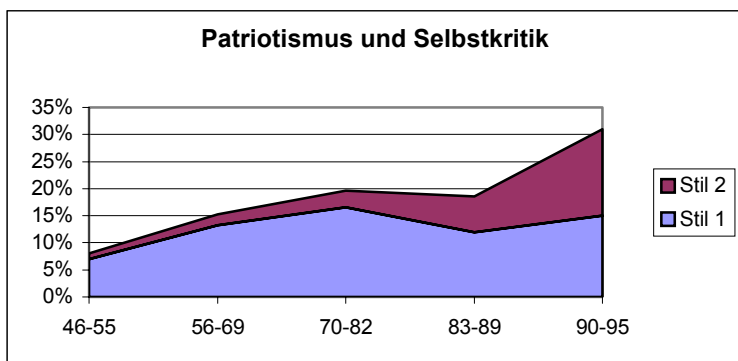


Abbildung 7: Patriotismus und nationale Selbstkritik im Zeitverlauf

Während die schweizerische Presse derart einen selbstbewussten Umgang mit der schweizerischen Identität pflegt, der sowohl Raum für Patriotismus als auch Raum für konstruktive Kritik lässt, werden patriotische Momente, die den Anschein von Nationalismus erwecken könnten, in den österreichischen Printmedien weitgehend verdrängt. Und die Wiederkehr des Verdrängten äußert sich schließlich darin, dass (mögliche) Kritik in pauschale Ablehnung umschlägt, die seit Kriegsende kontinuierlich wächst und in den Jahren nach Ende des Kalten Krieges schließlich zur dominierenden Form der Bezugnahme auf die eigene Nation wird.

Es ist diese wachsende Ablehnung, die Haider schließlich für seine Zwecke zu kanalisieren vermochte. Dass in Österreich jenes Meinungsklima entstanden ist, welches es Haider ermöglichte, sich einer Systemkritik zu bedienen, welche die österreichische Linke in den 60er und 70er Jahren an der Sozialpartnerschaft geübt hatte, um sie im Mix mit Fremdenhass und dem Appell an dumpfe Volksgemeinschaftsinstinkte in ein populistisches Erfolgsrezept umzumünzen, lag jedoch nicht nur an der Unfähigkeit von SPÖ und ÖVP zu entsprechenden Reformen und auch nicht nur daran, dass die große Koalition aus SPÖ und ÖVP ihre politischen Erfolge miserabel verkauft hat (Winter, 2000, 323). Das Entstehen dieses Meinungsklimas ist vor allem auch dem Fehlen eines demokratischen Diskurses in den österreichischen Medien geschuldet, die über Jahrzehnte hinweg nicht nur eine kritische Auseinandersetzung mit der österreichischen Geschichte vermieden haben, sondern – wie noch zu zeigen sein wird – auch aktuelle politische Streitfragen durch Wegschauen entschärft und im Wettbewerb um Auflagenzahlen stattdessen eine dumpfe Unzufriedenheit in der Bevölkerung bedient haben, die einen zentralen Aspekt österreichischer Identität darzustellen scheint.

2. Demokratische Kultur

Diese sprichwörtliche österreichische Unzufriedenheit (Raunzerei) stellt vermutlich eine bis in die Gegenwart andauernde Folge des Traumas dar, welches die nationale Identität der Österreicher mit dem Zerfall der k&k-Monarchie (1918) und dem damit verbundenen Verlust des Großmachtstatus erlitten hat. Wahrscheinlich liegen die historischen Wurzeln aber auch bereits früher, beim Ausschluss Österreichs von der deutschen Reichsgründung (1871), welcher der deutsch-nationalen Identität des österreichischen Kaisertums einen Schlag ins Gesicht versetzte, der von österreichischer Seite mit einem hundertfünfzigprozentigen Bekenntnis zum Deutschtum beantwortet wurde, das eine Entwicklung des Vielvölkerstaates Österreich hin zu einer multikulturellen Gesellschaft verhinderte und dem österreichischen Kernland der Monarchie de facto den Status einer Kolonialmacht verlieh. Diese deutsch-nationale Selbstdefinition des österreichischen Kaiserhauses und seiner Anhänger beförderte nicht nur die zentrifugalen Kräfte, welche die Monarchie schließlich zerfallen ließen, sondern war auch maßgeblich für die deutsch-österreichische Achsenbildung im 1. Weltkrieg, die Kaiser Franz Josef I. mit den Worten begründet hat: „Ich bin ein deutscher Kaiser“.

Die Erste österreichische Republik (1918-1938) war von einem geistigen Klima geprägt, welches diese deutsch-nationale Selbstdefinition Österreichs mit der Negation der Lebensfähigkeit des österreichischen Kleinstaats verband und schließlich im Anschluss an das Dritte Reich mündete.³ In „Mein Kampf“ bezeichnete Adolf Hitler (zit.n. Kittner, 1999, 8) die österreichische Nation als eine „Missgeburt“ und traf damit das Identitätsgefühl vieler Österreicher sehr genau, die ihm schließlich bei seinem Einmarsch in Österreich zu Hunderttausenden begeistert jubelten.

Der überproportionale Anteil, welchen Österreicher an den Verbrechen des Nationalsozialismus hatten,⁴ kann vor diesem Hintergrund u.a. als Resultat des Bestrebens verstanden werden, österreichisches Deutschtum praktisch unter Beweis zu stellen. Auch wenn diese Erklärung nicht erschöpfend ist und andere Faktoren, wie z.B. der in Österreich besonders ausgeprägte Rassismus und Antisemitismus, ebenfalls in Rechnung gestellt werden müssen, bleibt zumindest die Frage, inwieweit diese Faktoren nicht ihrerseits der bis weit vor den 1. Weltkrieg zurückreichenden Identitätsproblematik Österreichs geschuldet sind.

Im Zuge der demokratischen Umerziehung in den ersten Jahrzehnten der Zweiten Republik wurde zwar der Versuch unternommen, so etwas wie eine österreichische Nation in den Herzen und Köpfen der Menschen zu etablieren. Indem man es vermied, das – vor allem in der älteren Generation - immer noch virulente Deutschgefühl der Österreicher direkt anzugehen, erwiesen sich diese Versuche jedoch z.T. als eher halbherzig: So wurde zwar 1955 der 26. Oktober zum Nationalfeiertag erklärt, doch vermied man die Bezeichnung „Nationalfeiertag“, der stattdessen „Tag der Fahne“ genannt wurde und bis in die 80er Jahre hinein auch nicht arbeits- und schulfrei war, also eben doch kein richtiger Feiertag, der der österreichischen Nation gewidmet ist.

Dass die ablehnende Haltung gegenüber der österreichischen Nation in Teilen der Bevölkerung bis heute überleben konnte, wird dann plötzlich mit Jörg Haider (zit. n. Kittner, 1999, 9) wieder sichtbar, der die österreichische Nation in Abwandlung des o.g. Hitlerzitates als „ideologische Missgeburt“ bezeichnet. Und auch Haider trifft damit wieder das Selbstgefühl vieler Österreicher, die sich zwar vom Gedanken eines neuerlichen Anschlusses an Deutschland (verfassungsbedingt) verabschiedet haben, es aber dennoch nicht gerade als eine Erfolgsstory oder einen „Lottogewinn“ betrachten, Österreicher zu sein.

- Entgegen der Realität (Österreich zählt heute zu den zehn reichsten Ländern der Welt) ist eine pessimistische Lagebeurteilung und Zukunftsperspektive in Österreich weit verbreitet und wird von den Mainstream-Medien zumindest insofern gefördert, als optimistische Interpretationen (Variable 11.2+) hier deutlich seltener zu finden sind (25%) als etwa in der Schweiz (37%) (Chi-Quadrat = 13.2669, df=1, p<0.001).
- Als Ausgleich für diesen mangelnden Optimismus beschwört die österreichische Presse den guten Ruf, welchen Österreich im Ausland genießt (ökonomische Stärke, demokratische Gesellschaft etc.). Diese Selbstversicherung, wie angesehen „wir“ doch im Ausland sind (Variable 12.5+), tritt in der österreichischen Presse mehr als doppelt so oft (18%) in Erscheinung als in der schweizerischen Presse (8%). (Chi-Quadrat = 19.9535, df=1, p<0.001). Sie erreicht damit ein Ausmaß, das dem ideologisch gesteuerten Realitätsverlust der staatlich gelenkten Presse in der ehemaligen DDR (22%) vergleichbar ist.

³ Der Anschluss Österreichs an Deutschland stellte gleichsam die Gründungsidee der unter dem Namen „Deutschösterreich“ errichteten Ersten Republik dar. Bereits in der Proklamation der Republik am 12. November 1918 beschloss die Nationalversammlung einstimmig den Anschluss an das Deutsche Reich. Da in Deutschland die Meinungen dazu geteilt waren und die Entente, die nach der Zerschlagung Österreich-Ungarns auch Deutschland entscheidend schwächen wollte, eine Erweiterung des deutschen Staatsgebietes um Österreich entschieden ablehnte, scheiterten die Anschlussbestrebungen jedoch (vgl. Klusacek & Stimmer, 1984, 44f).

⁴ Tatsächlich stellte die „Ostmark“ zwar nur 6.5% der Bevölkerung des Dritten Reiches, aber rund 75% der KZ-Kommandanten. Der Anteil der NSDAP-Mitglieder betrug 1/3 der erwachsenen Bevölkerung. Im „Reich“ waren es rund 20% (vgl. Behr, 1999).

Dass darin eher eine Beschwichtigungstaktik zum Ausdruck kommt denn ein aktives Bekenntnis zu westlichen Werten, wird an zwei weiteren Aspekten deutlich, in denen sich die österreichischen Medien von den schweizerischen abheben:

- Weit weniger (19%) als in der Schweiz (43%) werden die nationalen Probleme Österreichs und die Herausforderungen der Zukunft von der österreichischen Presse in Verbindung mit dem Funktionieren demokratischer Einrichtungen (Meinungs-, Presse-, Versammlungsfreiheit etc.) und/oder mit der Überwindung von Faschismus gesehen (Variable 11.3+) Chi-Quadrat = 56.0675, df=1, p<0.001), und
- eine aktive, kreative, unabhängige Rolle in der internationalen Politik und Wirtschaft – trotz der Kleinheit des Landes -, aus der sich auch humanitäre Verpflichtungen gegenüber der internationalen Gemeinschaft (Entwicklungshilfe, internationale Solidarität und humanitäre Hilfe, Friedenserhaltung etc.) ergeben (Variable 12.9+), wird Österreich von seiner Presse nur äußerst selten (5%) zugestanden (Schweiz: 13%) (Chi-Quadrat = 17.2000, df=1, p<0.001).

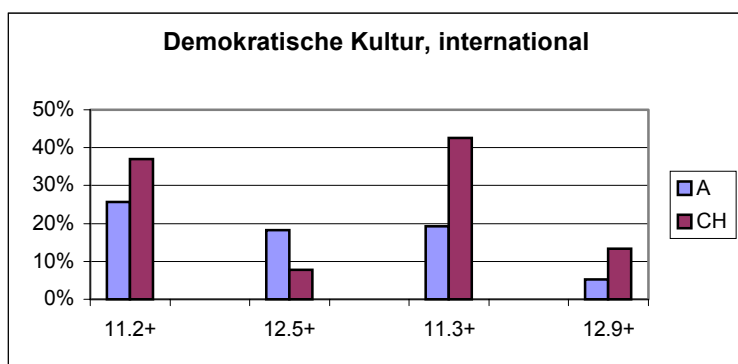


Abbildung 8: Demokratische Kultur und internationale Eigenverantwortung in österreichischen und schweizerischen Printmedien

Die Beschwörung von Österreichs gutem Ruf bleibt so das einzige, was dem Pessimismus der „österreichischen Seele“ entgegengesetzt wird, und dieser Ruf wird eher als ein Besitzstand begriffen denn als eine Herausforderung, die es durch die Verwirklichung demokratischer und humanitärer Werte einzulösen gilt. Mit diesem Missverhältnis zwischen Betonung von Österreichs gutem Ruf im Ausland und fehlender Perspektive auf die Notwendigkeit, diese Werte im Bedarfsfall auch politisch einlösen zu müssen, fördert der Mediendiskurs bereits lange vor Haider jene Art österreichischer Identitätskonstruktion, die schließlich in einem grundlegenden Wesenszug des Faschismus kulminiert: „Wir sind fesch, und das reicht“ – oder, mit den Worten des Liedermachers Rainhard Fendrich, „Mir san a Wahnsinn, mir san in“.⁵

Diese verniedlichende Selbstgerechtigkeit kommt in der österreichischen Mainstream-Presse auch dann noch zum Tragen, als der gute Ruf Österreichs infolge der Regierungsbeteiligung von Haider's FPÖ verloren zu gehen droht. So antwortet z.B. die *Kronzeitung* am 29.2.2000 auf die EU-Isolationspolitik gegenüber Österreich mit einem „Gedicht“,⁶ das genau diese Grundhaltung zum Ausdruck bringt: weder demokratische Werte, die es im Inneren einzulösen gilt, noch Verpflichtungen nach außen. Stattdessen der – historisch in keiner Weise zu belegende – Mythos, Österreich habe „von alters her“ für die Einheit (Europas) viel gelitten und erduldet, und im Schlusssatz der Appell an die Länder der EU, (gleichsam als Lohn dafür) zu glauben: „Wir sind gut“.⁷

Die *Kronzeitung*, der von linken Kritikern und alternativen Medien wie der wöchentlich erscheinenden Wiener Stadtzeitung *Falter* schon lange der Vorwurf gemacht worden war, Wegbereiter Haider's zu sein, stellt dabei nur die Spitze eines Eisberges dar. Auch der Gastkommentar der – immerhin einmal als Qualitätszeitung angetretenen – konservativen Tageszeitung *Die Presse* vom 1.3.2000 lässt jegliche inhaltliche Auseinandersetzung mit der berechtigten Kritik der EU-Partnerländer an der Regierungsbeteiligung der FPÖ vermissen. Österreich selbst hat damit offensichtlich nichts zu tun: „Man prügelt auf Österreich ein und meint Deutschland“, wobei der französische Präsident „aus fast ausschließlich persönlich-innenpolitischen Gründen eine Führungsrolle (...) eingenommen hat“ (Scholik, 2000, 2).

Das Fehlen eines demokratischen Diskurses in der österreichischen Mainstream-Presse ist eklatant, und die Liste der aktuellen Beispiele ließe sich nahezu beliebig fortsetzen. Dabei ist dieses Diskursdefizit jedoch nicht erst Ergebnis einer

⁵ „Schickeria“. Rainhard Fendrich, 1981.

⁶ „In den Wind gereimt“. *Neue Kronzeitung*, 29.2.2000.

⁷ Augenfällig ist dabei die Anspielung auf den o.g. Propagandafilm „1. April 2000“. Die Selbstinszenierung als harmlosestes Land mag damals scherzhaft formuliert gewesen sein. Aber sie war ernst gemeint, und sie ist es bis heute.

hilflosen Reaktion auf die mit der schwarz-blauen Regierungsbildung eingetretene Krisensituation. Das weitgehende Fehlen eines demokratischen Diskurses in der österreichischen Mainstream-Presse stellt vielmehr eine der Bedingungen dar, welche den Aufstieg Haiders erst ermöglicht haben. Es hat die Presselandschaft der Zweiten Republik spätestens seit dem Marktauftritt der *Kronenzeitung* geprägt (an der sich die bereits etablierten Tageszeitungen im Kampf um Marktanteile zunehmend orientierten) und wird auch an anderer Stelle deutlich: Strittige Themen, welche die Beziehung zwischen Staat und Bürger betreffen und etwa in der schweizerischen Presse kontrovers diskutiert werden, werden in der österreichischen Presse weitgehend totgeschwiegen oder allenfalls gelegentlich in der jeweils dominanten Form thematisiert:

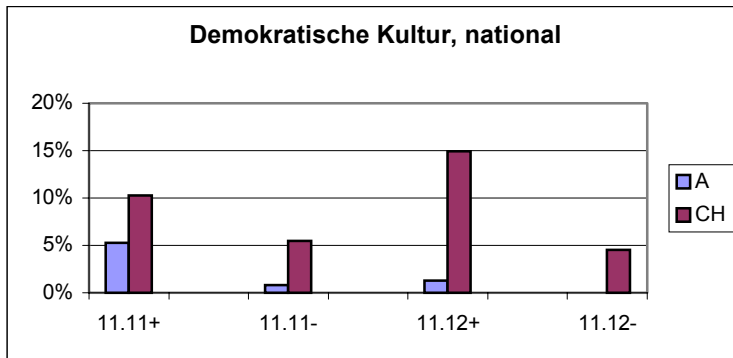


Abbildung 9: Demokratische Kultur und nationale Eigenverantwortung in österreichischen und schweizerischen Printmedien

- Am ehesten (5%), aber nur halb so oft wie in der Schweiz (10%) (Chi-Quadrat = 7.8268, df=1, p<0.01) wird dabei noch die Verpflichtung der staatlichen Autoritäten angesprochen, demokratische und soziale Rechte der Bürger sicherzustellen (Variable 11.11+).
- Die gegenteilige Auffassung (Variable 11.11-), die in der schweizerischen Presse ebenfalls deutlich zu erkennen ist (6%), fehlt in der österreichischen Presse fast gänzlich (1%) (Chi-Quadrat = 16.4169, df=1, p<0.001).
- Die Schwäche der Zivilgesellschaft und die Kritik an der Passivität der Bürger (Variable 11.12+), die in der Schweiz ein permanentes Thema darstellen (15%), bleiben in der österreichischen Presse weitestgehend unthematisiert (1%) (Chi-Quadrat = 57.6886, df=1, p<0.001).
- Die Gegenposition hierzu (Variable 11.12-) (Schweiz = 5%) konnte in der österreichischen Presse überhaupt nicht gefunden werden (Chi-Quadrat = 21.8989, df=1, p<0.001).

Diese Vermeidung eines demokratischen Diskurses durch Harmonisierung und Thematisierungsabwehr produzierte in Kombination mit wachsender Unzufriedenheit (s.o.) den Nährboden, auf welchem sich der feschistische Populismus entwickeln konnte. Beachtlich ist in diesem Zusammenhang, dass sowohl Optimismus als auch Pessimismus hinsichtlich der Beurteilung sowohl der Vergangenheit wie der Gegenwart und der Zukunft über den gesamten Analysezeitraum von 1946-1995 hinweg konstante Größen darstellten, d.h. von den Ruinen der Nachkriegszeit bis zum Aufstieg Österreichs zu einem der reichsten Länder der Welt unverändert blieben. Eine Veränderung fand lediglich hinsichtlich der Kontextualisierung optimistischer und pessimistischer Einstellungen statt.

- Wie aus der Arbeit von Nestele (1998) hervorgeht, war der Mediendiskurs über grundlegende nationale Orientierungen und die Beziehung zwischen Staat und Bürger zwischen 1946 und 1995 in Österreich durch zwei Stile geprägt, deren erster die Herausforderungen der Zukunft vor allem in Zusammenhang mit der ökonomischen Entwicklung Österreichs (78%) sah und in Verbindung mit dem Funktionieren demokratischer Einrichtungen brachte (45%). Dieser Stil, in dem sich ein überwiegend gegenwartsbezogener Pessimismus und deutlich zukunftsbezogener Optimismus (jeweils über 30%) die Waage halten, prägte in der unmittelbaren Nachkriegszeit (1946-55) etwa 9% des Diskurses und fiel danach in Bedeutungslosigkeit (ca. 4%) zurück.
- Der zweite Stil, in dem sich (zu jeweils über 60%) ein überwiegend auf die Vergangenheit bezogener Pessimismus mit einem vor allem auf die Gegenwart bezogenen Optimismus verband, sah die Herausforderungen der Zukunft ebenfalls häufig in Verbindung mit dem Funktionieren demokratischer Einrichtungen (40%), stellte sie jedoch kaum in Zusammenhang mit der ökonomischen Entwicklung Österreichs (8%) und betonte stattdessen die Pflicht der Bürger, ihr Land zu verteidigen, hart zu arbeiten und/oder den Autoritäten loyal zu folgen (30%), um die Zukunft selbst

in die Hand zu nehmen. Dieser Stil, der seinen Höhepunkt während der Aufbruchphase nach dem österreichischen Staatsvertrag, 1956-1965, hatte (42%), ging in den Folgejahren bis auf nur noch 19% (1986-1995) zurück.

Die gesamte übrige Berichterstattung thematisiert bei fast ausschließlich auf die Gegenwart bezogenen pessimistischen (7%) und überwiegend auf Vergangenheit und Zukunft gerichteten optimistischen Untertönen (9%) lediglich außen- und sicherheitspolitische Herausforderungen in nennenswertem Maße (17%). In dieser Nicht-Thematisierung der Beziehung zwischen Staat und Bürger, die während der ÖVP- und SPÖ-Alleinregierungen (1966-1975) die Schwelle von 2/3 der Berichterstattung (71%) übersteigt und schließlich (1986-1995) für mehr als 3/4 der Berichterstattung (77%) charakteristisch wird, kommt der Verfall demokratischer Ansätze, die es während des Neubeginns nach Kriegsende (1946-1955) und in der Aufbruchphase nach dem österreichischen Staatsvertrag (1956-1965) durchaus gegeben hat, deutlich zum Ausdruck.

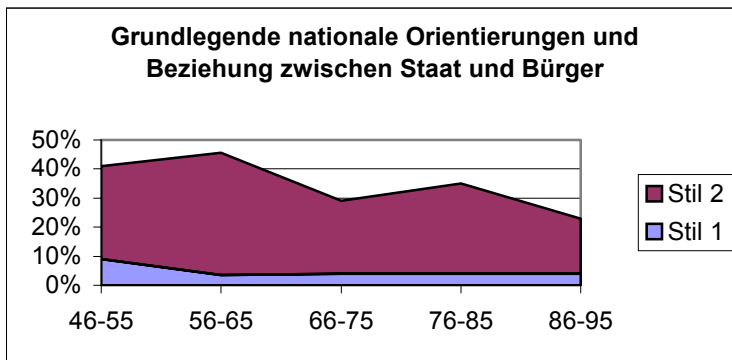


Abbildung 10: Grundlegende nationale Orientierungen und Beziehung zwischen Staat und Bürger im Zeitverlauf

3. Neutralität

Vielleicht noch deutlicher wird das Defizit eines demokratischen Diskurses in der österreichischen Mainstream-Presse anhand ihres Umganges mit dem Thema „Neutralität“, wofür sich ebenfalls wieder ein Vergleich mit der schweizerischen Presse anbietet.

Die österreichische und schweizerische Presse unterscheiden sich insgesamt

- weder hinsichtlich der Thematisierung von außenpolitischem (und humanitärem) Engagement (z.B. Vermittlung/Engagement innerhalb der Vereinten Nationen) (Variable 10.1+; Chi-Quadrat = 0.1202, df=1, n.s.)
- noch hinsichtlich der Befürwortung von Unabhängigkeit, Neutralität und Sicherheit sowie der Vermeidung von „unnötigem internationalen Engagement“ (Variable 10.2+; Chi-Quadrat = 0.5609, df=1, n.s.).

In der schweizerischen Presse wird

- dieses Verständnis von Neutralität jedoch deutlich häufiger in Frage gestellt (Variable 10.2-; Chi-Quadrat = 8.3931, df=1, p<0.005)
- und auch häufiger ein verstärktes internationales Engagement befürwortet (Variable 10.3+; Chi-Quadrat = 8.3170, df=1, p<0.005).

Auf den ersten Blick scheint es somit, dass die österreichische Presse gegenüber der Neutralität positiver eingestellt ist als die schweizerische Presse.

Dieser Eindruck trägt jedoch und ist vielmehr dem bereits diagnostizierten Defizit an demokratischer Diskurskultur in der in der österreichischen Presse geschuldet: Politische Umbrüche werden hier nicht von kontroversen Auseinandersetzungen begleitet, sondern die Konflikte werden so lange ignoriert, bis man sich am Ende klammheimlich von dem bisherigen gesellschaftlichen Konsens verabschiedet.

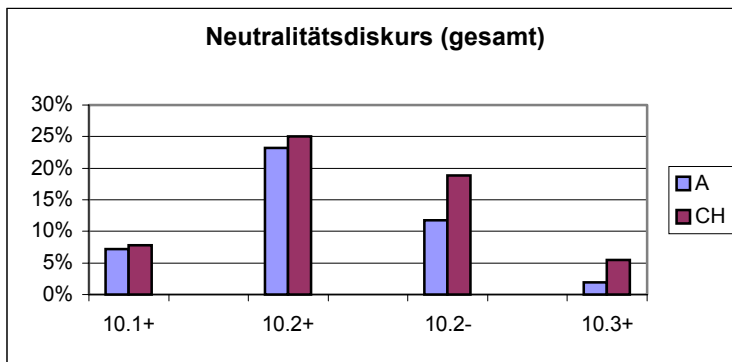


Abbildung 11: Thematisierung neutralitätsrelevanter Fragen in österreichischen und schweizerischen Printmedien

Hatte die immerwährende Neutralität Österreichs in den Jahren 1955-1961 einen identitätsstiftenden Wert der Zweiten Republik dargestellt, zu dem sich die Mainstream-Presse in 13.5% aller analysierten Artikel explizit bekannte und den sie in keinem Fall in Frage stellte, so findet sich Zustimmung zur Neutralität in den Jahren 1988-1995 nur noch in 2.6% der Artikel. Stattdessen findet sich nun eine Reihe von negativen Thematisierungen der Neutralität, die es 1955-1961 überhaupt nicht gegeben hatte, und die von In-Frage-Stellung der Neutralität als Wert (2.6%) über die Thematisierung der Neutralität als Hindernis für den Eintritt Österreichs in europäische Bündnisstrukturen (3.5%) bis hin zur Thematisierung der Neutralität als Hindernis für Österreichs Beitritt zu militärischen Sicherheitsbündnissen (3.5%) reichen (Rüegg, 1999).

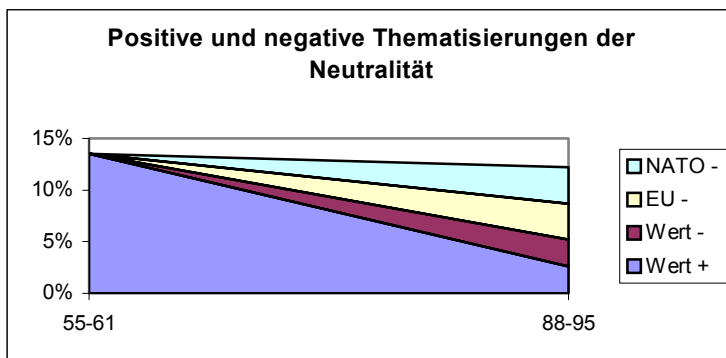


Abbildung 12: Positive und negative Thematisierungen der österreichischen Neutralität im Zeitverlauf

In krassem Gegensatz zu dieser Werteumkehr, welche sich zwischen 1955-1961 und 1988-1995 ereignet hat, fand – im Gegensatz zur Schweiz – in der österreichischen Presse jedoch zwischenzeitlich kaum ein Diskurs über neutralitätsrelevante Fragen statt.

- In beiden Ländern ist die in Abb. 10 dargestellte Gesamtverteilung eine Mischverteilung aus zwei latenten Stilen, von denen einer sich mit der Neutralität auseinander zu setzen scheint (Stil 1), während der andere den generellen Unterton der Berichterstattung bildet (Nestele, 1998) und Neutralitätsfragen nur am Rande thematisiert (Stil 2).
- In der schweizerischen Presse fand dabei eine (tatsächliche oder vermeintliche) Auseinandersetzung mit der Neutralität (Stil 1) signifikant häufiger statt (27.4%) als in der österreichischen Presse (19.3%).
- In der Schweiz wurde diese Auseinandersetzung auch deutlich kontroverser geführt (Befürwortung: In-Frage-Stellung der Neutralität = 1:0.83) als in Österreich, wo die Befürwortung der Neutralität (Variable 10.2+) deren In-Frage-Stellung (Variable 10.2-) im Verhältnis 1:0.42 überwiegt.
- In den schweizerischen Medien - insbesondere in der *Neuen Züricher Zeitung*, wo dieser Stil 38% der Berichterstattung ausmacht, und naturgemäß am wenigsten in der Boulevardzeitung *Blick*, wo er nur für 15% der Berichte charakteristisch ist (Chi-Quadrat = 15.08, df = 3, p < 0.01) – fand diese kritische Auseinandersetzung mit der Neu-

tralität erstmals bereits in den ersten beiden Nachkriegsjahrzehnten statt, während derer sie für knapp über 30% der Berichte charakteristisch war, und nachdem sie vorübergehend auf etwa dasselbe Niveau wie in Österreich (unter 20%) abgefallen war, wurde sie im Zeitraum 1986–1995 mit der Diskussion über einen möglichen EU-Beitritt der Schweiz für über 40% der Berichte charakteristisch (Chi-Quadrat = 16.3, df = 4, p < 0.01).

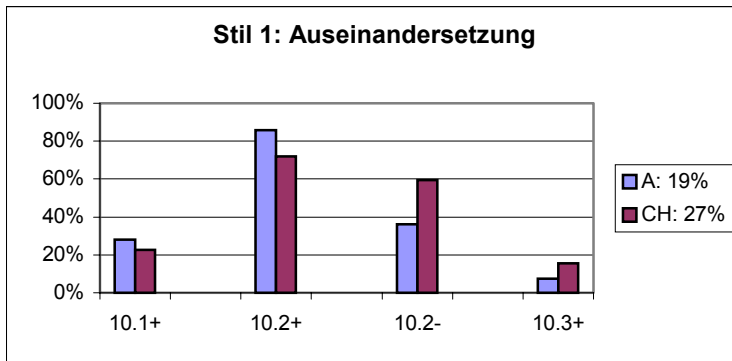


Abbildung 13: Auseinandersetzung mit der Neutralität in österreichischen und schweizerischen Printmedien

- Die explizite Thematisierung neutralitätsrelevanter Fragen in der österreichischen Presse war dagegen seltener und weniger kontrovers und errichtete eine neutralitätsfreundliche Fassade, die während des gesamten Analysezeitraums von 1946 bis 1995 mit unverändert geringer Häufigkeit (Chi-Quadrat = 2.67, df = 4, n.s.) und von allen analysierten Tageszeitungen (von *Die Presse* bis zur *Kronenzeitung* gleichermaßen; Chi-Quadrat = 2.7, df = 3, n.s.) hervorgekehrt wurde. Gerade in Österreich, wo man sich - anders als in der Schweiz - inzwischen de facto von der Neutralität verabschiedet hat (vor den Nationalratswahlen 1999 waren *Die Grünen* die einzige politische Partei, die Neutralität noch in ihrem politischen Programm führten), ist von einer neutralitätskritischen Auseinandersetzung in Reaktion auf neutralitätspolitisch relevante historische Entwicklungen damit nichts zu bemerken.
- Stattdessen war der Diskurs der Mainstream-Presse während des gesamten Analysezeitraums weit stärker als in der Schweiz von einer relativen Nicht-Beachtung neutralitätspolitischer Fragen (Stil 2) geprägt, deren genereller Unterton zudem deutlich undifferenzierter und gegenüber der Neutralität deutlich negativer war: Während neutralitätskritische Aspekte in der Schweiz seltener eine direkte In-Frage-Stellung der Neutralität bedeuteten als in Österreich (Variable 10.2-) und sich teilweise auch in der Forderung nach einem stärkeren internationalen Engagement der Schweiz artikulierten (Variable 10.3+), spielte letzterer Aspekt in der österreichischen Presse keinerlei Rolle.

Nicht politischer Diskurs, sondern ein von den Medien permanent gefördertes, unterschwelliges Unbehagen gegenüber der Neutralität war es, welches der neutralitätspolitischen Umkehr in Österreich den Weg ebnete.

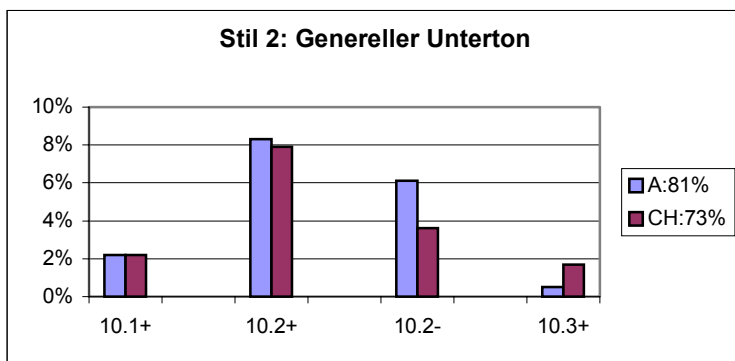


Abbildung 14: Genereller Unterton bezüglich neutralitätspolitischer Fragen in österreichischen und schweizerischen Printmedien

4. Ausländerfeindlichkeit und Rassismus

Schon die bisherigen Ergebnisse sprechen dafür, dass die Konstruktion nationaler Identität in österreichischen Printmedien, 1946-1995, eine *symbiotische Entfremdung* der Bevölkerung von ihrer Nation zum Ausdruck bringt. Diese wird in der Vermeidung einer ernsthaften Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte ebenso erkennbar wie im Fehlen eines demokratischen Diskurses um aktuelle politische Streitfragen, in der Harmonisierung von Konflikten durch Wegschauen und in verniedlichender Selbstgerechtigkeit, die mit wachsender Unzufriedenheit gepaart ist. Die Identität des Österreicher, welche damit konstruiert wird, ist nicht die eines mündigen, den gesellschaftlichen Prozess aktiv mitgestaltenden Bürgers, der dabei auch Fehler begehen kann und der Gefahr schuldhafter Verstrickung ausgesetzt ist, mit der es sich auseinander zu setzen gilt. Es ist die Identität eines lieben Kindes, das am politischen Prozess nicht zu beteiligen ist, sich aber auch gar nicht beteiligen will, das dies alles eigentlich gar nicht interessiert, das lieber auf „die da oben“ schimpft und sich hinter der Fassade von political correctness versteckt.

Deutlich erkennbar wird diese Fassade in den Ergebnissen der vergleichenden Analyse der konflikthaften Orientierung gegenüber Ausländern und ethnischen Minderheiten in den österreichischen Printmedien mit jener in der schweizerischen, deutschen, finnischen und estnischen Presse (Kempf, 2000b).

Mehr noch als in den in den anderen Ländern (92%) wird der Themenkomplex „Rassismus vs. Multikulturalismus“ in den österreichischen Printmedien (96%) nicht explizit thematisiert (Chi-Quadrat = 9.5570, df=1, p<0.005), wobei diese Nicht-Thematisierung jedoch deutlich rassistische Untertöne hat, die in der Abwertung von Ausländern und ethnischen Minderheiten (Variable 5.7+), in der Konstruktion von Unterschieden zwischen „uns“ und „ihnen“ (Variable 5.3-), in der Forderung nach Priorität für die Bedürfnisse der eigenen Bevölkerung (Variable 5.5+) und – sehr vereinzelt – sogar in der Rechtfertigung ausländerfeindlicher Übergriffe (Variable 5.1-) zum Ausdruck kommen.

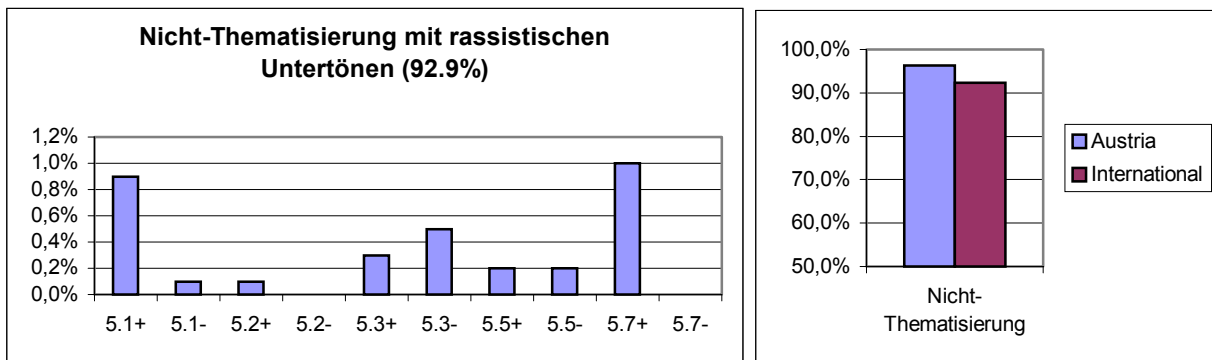


Abbildung 15: Nicht-Thematisierung mit rassistischen Untertönen in Österreich und den europäischen Vergleichsländern

Insgesamt überwiegen diese xenophoben Aspekte gegenüber der Verurteilung ausländerfeindlicher Übergriffe (Variable 5.1+), der Konstruktion von Gemeinsamkeiten zwischen „uns“ und „ihnen“ (Variable 5.3+), der Verteidigung von Minderheitenrechten (Variable 5.5-) und der Erwähnung des Schadens, welchen ausländerfeindliche Übergriffe für das eigene Land mit sich bringen (Variable 5.2+) im Verhältnis 6:5. Der generelle Unterton der Berichterstattung ist damit nicht nur in Österreich, sondern in all diesen Ländern zumindest ambivalent mit einer leichten Tendenz zu Ausländerfeindlichkeit, die umso deutlicher wird, wenn man berücksichtigt, dass mehr als die Hälfte dessen, was den xenophoben Tendenzen entgegengesetzt wird, der – schon aus Gründen der political correctness gebotenen – Verurteilung ausländerfeindlicher Übergriffe geschuldet ist. Die Grundstimmung, die darin zum Ausdruck kommt, ist damit nicht nur in Österreich, sondern auch in den anderen europäischen Ländern nicht gerade ausländerfreundlich.

Wenn Ausländerfeindlichkeit zum Thema wird, dann geschieht dies in einem von vier unterschiedlichen Argumentationsstilen, von denen in der österreichischen Presse allerdings nur drei vertreten sind:

- Der größte dieser Stile ist für insgesamt 2.5% der analysierten Artikel charakteristisch (Stil A) und durch das Bemühen um political correctness charakterisiert. Durchgehend werden ausländerfeindliche Übergriffe verurteilt (Variable 5.1+). Häufig wird darauf hingewiesen, dass solche Übergriffe dem Ansehen des eigenen Landes schaden (Variable 5.2+) und/oder es werden Gemeinsamkeiten zwischen „uns“ und „ihnen“ herausgestellt (Variable 5.3+). Gelegentlich findet auch eine Verteidigung von Minderheitenrechten statt (Variable 5.5-) oder wird die Abwertung von Ausländern und/oder Minderheiten zurückgewiesen (Variable 5.7-).

Trotz dieses Bemühens um political correctness fließen in die Argumentation gelegentlich aber auch ausländerfeindliche Töne ein (Variable 5.7+), werden die Unterschiede zwischen „uns“ und „ihnen“ betont (Variable 5.3-) und die Interessen der eigenen Bevölkerung in den Vordergrund gerückt (Variable 5.5+). Nur sehr vereinzelt gehen diese xenophoben Aspekte jedoch so weit, dass ausländerfeindliche Übergriffe verteidigt (Variable 5.1-) oder der Schaden, welchen sie für das Ansehen des eigenen Landes bewirken, heruntergespielt wird (Variable 5.2-).

Dies ist die einzige Form der Thematisierung von Ausländerfeindlichkeit, die in der österreichischen Presse mit vergleichbarer Häufigkeit auftritt wie in den anderen Ländern.

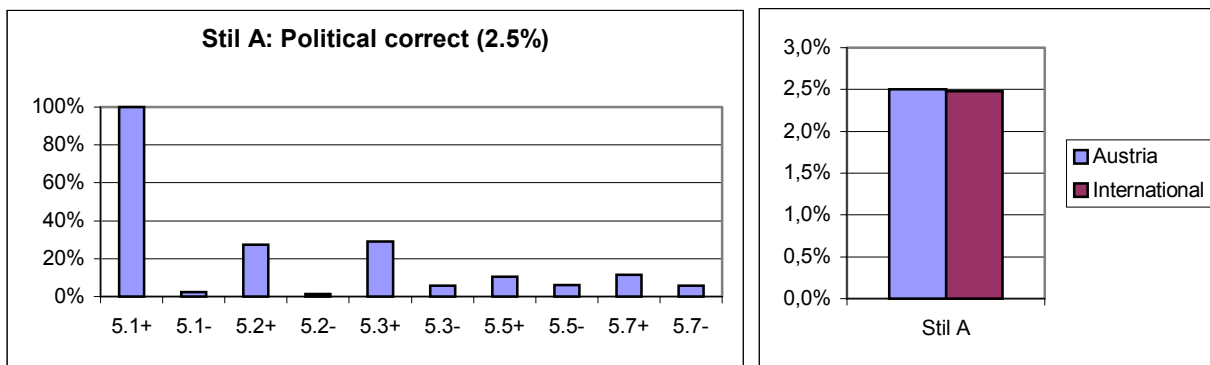


Abbildung 16: Political correctness in Österreich und den europäischen Vergleichsländern

An zweiter Stelle (2.2% aller analysierten Artikel) folgt ein Argumentationsstil (Stil B), der deutlich xenophobe Züge trägt und durch die Abwertung von Ausländern und/oder ethnischen Minderheiten (Variable 5.7+) und die Betonung der Interessen der eigenen Bevölkerung (Variable 5.5+) geprägt ist, die es gegen den Ansturm der Ausländer zu verteidigen gilt. Dabei werden nicht selten auch die Unterschiede zwischen „uns“ und „ihnen“ (Variable 5.3-) betont und in einzelnen Fällen sogar ausländerfeindliche Übergriffe gerechtfertigt (Variable 5.1-). Vereinzelt wird auch der Schaden gelehnet, den sie für das Ansehen des eigenen Landes mit sich bringen (Variable 5.2-).

Auch dieser Stil ist dabei insofern noch um die Wahrung von political correctness bemüht, als er ausländerfeindliche Übergriffe gelegentlich verurteilt (Variable 5.1+), auf den Schaden hinweist, welchen sie anrichten (Variable 5.2+) oder die Abwertung von Ausländern und ethnischen Minderheiten zurücknimmt (Variable 5.7-).

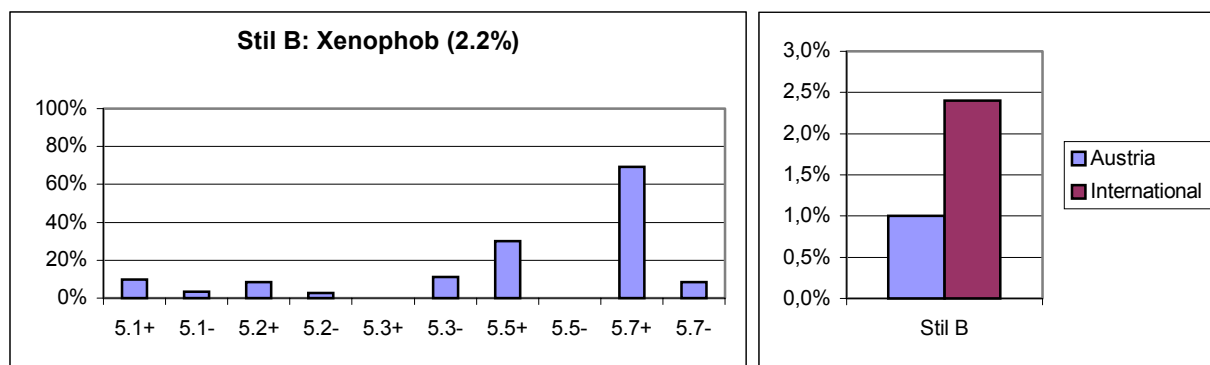


Abbildung 17: Der xenophobe Argumentationsstil in Österreich und den europäischen Vergleichsländern

- Während sich diese – bei Wahrung eines Restes an political correctness - offen xenophobe Argumentationsweise in Österreich (1%) bereits deutlich seltener findet als in den Vergleichsländern (2.4%), findet eine direkte Konfrontation der Interessen der eigenen Bevölkerung (Variable 5.5+) mit Rechten von Ausländern und Minderheiten (Variable 5.5-), die auch in den Vergleichsländern (0.35%) äußerst selten ist (Stil C), in der österreichischen Presse überhaupt nicht statt.

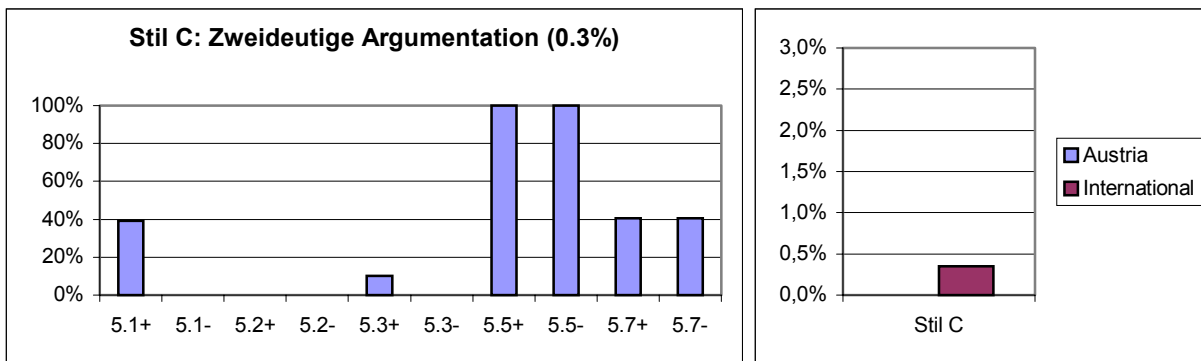


Abbildung 18: Zweideutige Argumentationen (überwiegend in der Schweiz)

Dieser Argumentationsstil, der häufig auch den Anspruch auf Privilegien für die eigene Bevölkerung (Variable 5.7+) mit Ausländer- und Minderheitenrechten konfrontiert, ausländerfeindliche Übergriffe verurteilt (Variable 5.1+) und gelegentlich Ähnlichkeiten zwischen „uns“ und „ihnen“ zum Ausdruck bringt (Variable 5.3+), ist allerdings zweideutig und kann ohne eine tiefgehende qualitative Analyse der durch ihn charakterisierten Texte nicht interpretiert werden. Wegen der Ausgewogenheit positiver und negativer Thematisierungen kann in diesem Stil, der mit nennenswerter Häufigkeit nur in der Schweiz zu finden ist (2.2%), sowohl eine antirassistische Argumentationsweise als auch eine ausländerfeindliche Stimmungsmache zum Ausdruck kommen.

- Eine eindeutig gegen Ausländerfeindlichkeit gerichtete Argumentationsweise, findet sich lediglich in Stil D, der die Gemeinsamkeiten zwischen „uns“ und „ihnen“ betont und in den Vergleichsländern mehr als zehn mal so häufig (2.4%) vorkommt wie in Österreich (0.2%).

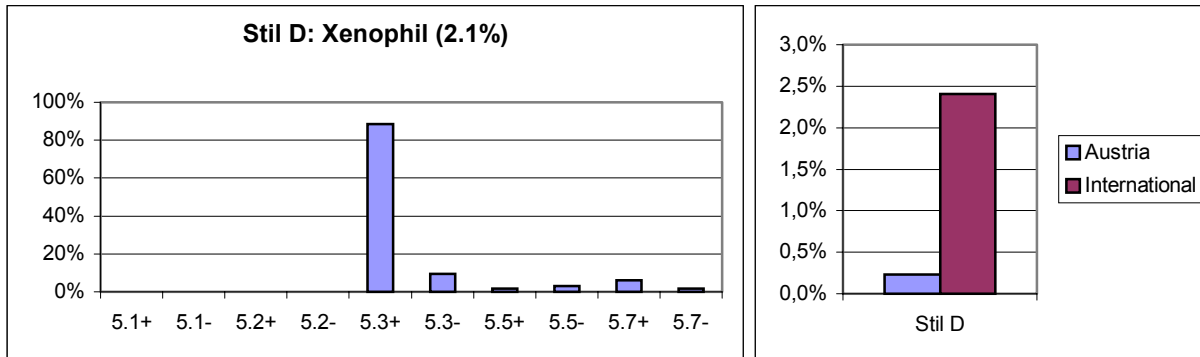


Abbildung 19: Der xenophile Argumentationsstil in Österreich und den europäischen Vergleichsländern

Noch häufiger als in Österreich erfolgte die Nicht-Thematisierung von Ausländerfeindlichkeit vor allem in der Presse der ehemaligen DDR (bis 1989), wo Rassismus weitestgehend tabuisiert war, sowie - sowohl in der linksgerichteten (FL) als auch in der gemäßigten (FG) - finnischen Presse. Das weitgehende Fehlen eines Diskurses über Ausländerfeindlichkeit, auch in der BRD und - deutlich weniger - in der Schweiz, dürfte u.a. der gesellschaftlichen Stabilität geschuldet sein, die während des Untersuchungszeitraumes in diesen Ländern geherrscht hatte.

In Estland dagegen fand sowohl in der estnischsprachigen Presse (EE) als auch in der Presse der russischsprachigen Minderheit (ER) ein äußerst kontroverser Diskurs statt, der teils durch political correctness (Stil A), teils durch Xenophobie (Stil B) und teils durch xenophile Argumentationsweisen (Stil D) geprägt war. In Reaktion auf ausländerfeindliche Übergriffe nach 1990 blieb Ausländerfeindlichkeit auch in den Medien der neuen deutschen Bundesländer weit seltener unthematisiert.

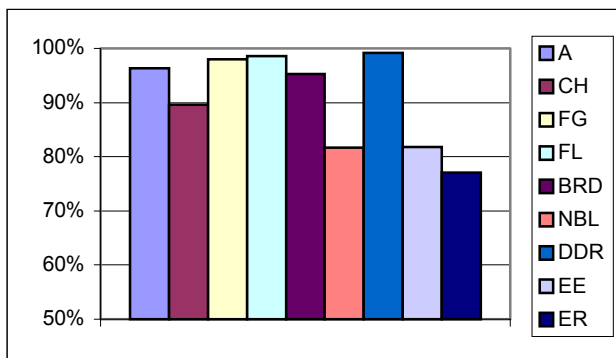


Abbildung 20: Nicht-Thematisierung von Ausländerfeindlichkeit vs. Multikulturalismus in den untersuchten Ländern

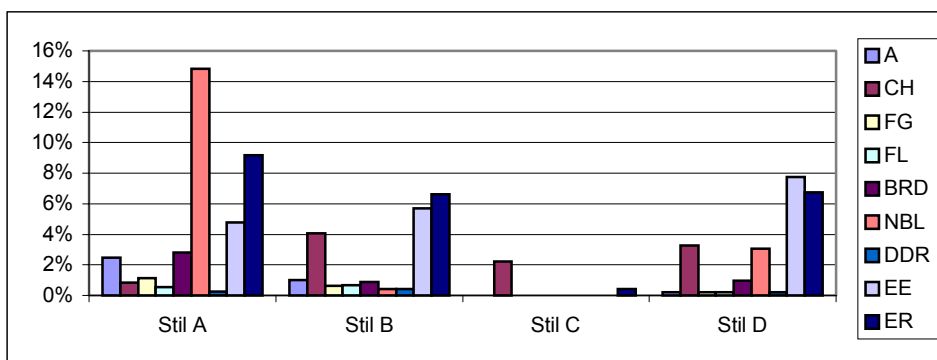


Abbildung 21: Thematisierung von Ausländerfeindlichkeit vs. Multikulturalismus in den untersuchten Ländern

Dass Ausländerfeindlichkeit in gesellschaftlichen Umbruchsituationen eher zum Thema wird, vermag die krassen Unterschiede zwischen den verschiedenen Ländern (Chi-Quadrat = 357.10, df=32, $p < 0.001$) jedoch nur z.T. zu erklären. Als weiterer Erklärungsfaktor ist auch die Offenheit einer Gesellschaft für kontroverse Diskurse in Rechnung zu stellen, wie das Beispiel der schweizerischen Presse (CH) zeigt. Trotz gesellschaftlicher Stabilität findet ein Diskurs über Ausländerfeindlichkeit hier deutlich häufiger statt und wird auch deutlich kontroverser geführt als in Österreich, wo die Thematisierung von Ausländerfeindlichkeit – so sie denn überhaupt stattfindet – fast ausschließlich durch das Bemühen um political correctness (Stil A) geprägt ist.

Dass ein kontroverser Diskurs über Konfliktthemen geführt wird, ist dabei jedoch nicht einfach der Tragfähigkeit demokratischer Traditionen geschuldet, wie sie die Schweiz für sich in Anspruch nehmen kann, sondern ggf. sogar mehr noch dem mühsamen Ringen um die Etablierung einer demokratischen Kultur, wie wir es in Estland, aber auch in den neuen deutschen Bundesländern nach 1990 erleben, wo zwar ebenfalls political correctness (Stil A) den dominierenden Argumentationsstil darstellt, aber darüber hinaus auch sowohl xenophobe (Stil B) wie xenophile Thematisierungen (Stil D) zugelassen werden.

Anders als in diesen Ländern äußerten sich nationale und internationale gesellschaftliche Umbruchsituationen, welche die österreichische Nation mit Fragen der Aufnahme und Integration von Ausländern und ethnischen Minderheiten konfrontieren, jedoch fast ausschließlich darin, dass die österreichische Presse das Thema nicht völlig totschiegen konnte, sondern einen politisch korrekten Umgang damit suchte (Stil A), der das Aufkommen rassistischer Stimmungen eher zudeckte, als ihnen etwas entgegensetzen. Dies gilt sowohl für die unmittelbare Nachkriegszeit, während derer Österreich mit Flüchtlingsströmen aus Osteuropa konfrontiert und in welcher der nationalsozialistische Rassismus noch in weiten Teilen der Bevölkerung virulent war, wie für die Jahre nach 1990, in denen das Flüchtlingsproblem erneut anstand. Und es gilt auch für die Ära Kreisky, in deren Anfangsjahren der sogenannte Ortstafelstreit in Kärnten massive rassistische Tendenzen in Teilen der Bevölkerung freisetzte, die sich in der österreichischen Presse nach Ende der SPÖ-Alleinregierung zunehmend auch in Form von offen ausländerfeindlichen Thematisierungen (Stil B) niederzuschlagen begannen, die zwar 1990-1995 immer noch deutlich seltener sind (1.9%) als im statistischen Durchschnitt der Ver-

gleichländer (3.8%), denen im Unterschied zu diesen (3.3%) aber auch keine positive Bezugnahme auf Ausländer und ethnische Minderheiten (Stil D) entgegengesetzt wird (0.2%).

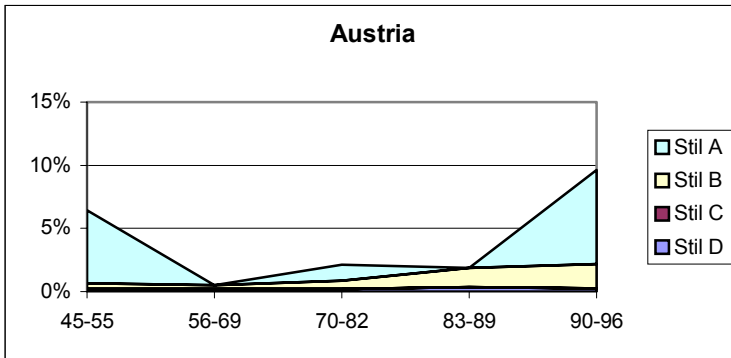


Abbildung 22: Thematisierung von Ausländerfeindlichkeit vs. Multikulturalismus in der österreichischen Presse im Zeitverlauf

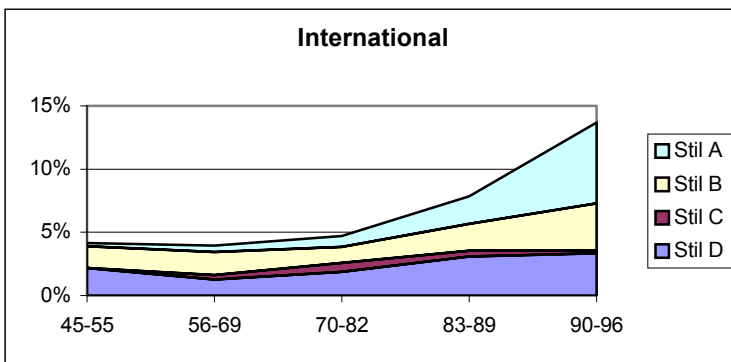


Abbildung 23: Thematisierung von Ausländerfeindlichkeit vs. Multikulturalismus in der Presse der Vergleichsländer im Zeitverlauf

5. Identitätssicherung und Populismus

Die Zunahme offen ausländerfeindlicher Tendenzen in der österreichischen Mainstream-Presse fällt zeitlich mit dem beginnenden Aufstieg der rechtspopulistischen FPÖ zusammen und zeigt deutlich, wie der Populismus der österreichischen Medien diesen Aufstieg gefördert hat. Im Nationalratswahlkampf 1999 konnte die FPÖ dann ganz offen ausländerfeindliche Slogans plakativ, ohne dass denen von den bisherigen Großparteien SPÖ und ÖVP etwas entgegengesetzt wurde.

Angesichts von Wahlprognosen, welche die FPÖ als zweitstärkste Partei - erstmals vor der ÖVP - sahen, wurde der veröffentlichte Diskurs nicht müde, die Politik und die Person Haider, der sich in der Vergangenheit wiederholt positiv auf Hitler bezogen hatte, zu verharmlosen, indem er sich fast ausschließlich um die Frage nach der Finanzierbarkeit des Wahlprogramms der FPÖ drehte und darüber den Eindruck entstehen ließ, als wäre Haider "nur irgend so ein Politiker", dem es halt etwas „an Feingefühl mangelt“.

Diese Reduzierung offen rechtsradikaler Tendenzen in der FPÖ auf einen bloßen „Mangel an Feingefühl“ Haider wurde von Bundeskanzler Schüssel schließlich sogar in die Präambel seiner Regierungserklärung übernommen:

„Vieles von dem, was jetzt über Österreich berichtet wird, ist nicht gerechtfertigt. Vieles wird undifferenziert dargestellt. Dieser überzogenen Kritik halte ich entgegen: Alle in diesem Haus vertretenen Parteien stehen zu den Grundwerten der Demokratie. Aber ich will nicht verschweigen, dass es ein Problem der Worte, der Sprache und der Tonlage gibt. Es gilt für uns alle, dass wir in Zukunft mehr Sensibilität in unseren Äußerungen walten lassen und mehr Feingefühl gegenüber anderen zeigen. Jeder muss bei sich selbst anfangen!“

Die Kritik des Auslands hat bisher leider nach diesen Worten und nicht nach besseren Taten geurteilt...“

Der Internet-Präsentation der Regierungserklärung auf der Webseite der Republik Österreich, der dieses Zitat entnommen ist, ist in Druckbuchstaben der Hinweis vorangestellt: „Es gilt das gesprochene Wort“.

Es ist wichtig, daran erinnert zu werden. Denn, wie bereits Thurnher (1999) feststellt: Es liegt keineswegs ein Mangel an Feingefühl vor, wenn Haider 'Stop der Überfremdung' plakatieren lässt. "Es handelt sich um die alte Taktik der Anspielung an ein Milieu, dessen er sich völlig gewiss ist, des rechtsradikalen" (1999, 5).⁸ Und indem dies aus dem politischen Diskurs sowohl der Mainstream-Medien als auch der großen politischen Parteien ausgeklammert blieb, erschien das rechtsradikale Milieu selbst als etwas ganz Normales, degeneriert Demokratie zu bloßer Formsache, in der es um die Schaffung von parlamentarischen Mehrheiten, aber nicht mehr um demokratische Werte geht (Kempf, 2000a).



Abbildung 24: FPÖ-Wahlplakate im Nationalratswahlkampf 1999

Im Nationalratswahlkampf 1999 strafte die SPÖ des damaligen Bundeskanzlers Viktor Klima, der sich selbst einmal als „positiven Populisten“ definiert hat (vgl. Schandl, 2000a), die rassistische FPÖ-Wahlwerbung mit Nichtbeachtung. Dies war wohl auch dem Verdacht geschuldet, in diesen Plakaten könnte zum Ausdruck kommen, was auch die Mehrheit der Wähler denkt. Schließlich hatte Haider ja auch plakatieren lassen, er sei „Einer, der zuhören kann“ (der also weiß, was die Österreicher denken), und „Einer, der unsere Sprache spricht“ (der also, wie es sich für einen gnadenlosen Populisten gehört, dem Volke nach dem Munde redet). Da bleibt einem „positiven Populisten“ dann nur noch übrig, dem Volke dann nach dem Munde zu reden, wenn es „Positives“ denkt, und schweigend darüber hinwegzugehen, wenn das, was das Volk denkt, denn doch nicht so positiv sein sollte – denn Populist ist Populist, und wer dem Volke widerspricht, ist aus diesem Politikverständnis heraus nicht „fesch“, sondern „einfach blöd“.

Der spätere ÖVP-Bundeskanzler, Wolfgang Schüssel, versuchte die Strategie des Nicht-Zur-Kennntnis-Nehmens selbst dann noch durchzuhalten, als er in einem *Falter*-Interview (Thurnher & Volf, 1999) mit den ausländerfeindlichen Wahlplakaten seines späteren Koalitionspartners direkt konfrontiert wurde. Auf die Frage, was er denn von diesen Plakaten halte, tut Schüssel, als ob nichts wäre und antwortet: "Solche Plakate habe ich das letzte Mal in den Fünfzigerjahren von den schlechtesten Grafikern gesehen".

⁸ Zur sozialwissenschaftlichen Analyse dieser Anspielungspraxis siehe Januschek (1992).

Erst als er von den Interviewern darauf festgenagelt wird, was er *inhaltlich* davon halte, wechselt Schüssel die Strategie und versichert, dass Inhalt und Grafik für ihn zusammenhängen, die Plakate seien "peinlich". Flüchtlinge müssten immer in Europa einen Platz haben, was aber auch sogleich mit den Worten relativiert wird: "natürlich im Rahmen einer europäischen Solidarität". Und selbst wenn Schüssel dann bekennt, dass gerade Flüchtlinge Österreich sehr oft kulturell und wirtschaftlich bereichert hätten, widerspricht er damit nicht dem rechtsradikalen Grundtenor der FPÖ-Plakate "Österreich zuerst!", sondern stellt lediglich eine andere Nutzenrechnung für Österreich auf. Und, darauf angesprochen, ob er sich vorstellen könne, mit jemandem in eine Regierung zu gehen, der 'Stop der Überfremdung' auf seine Fahnen heftet, beschönigt Schüssel den Niedergang der politischen Kultur in Österreich, indem er ihn am europäischen Maßstab misst: "Wahlkämpfe sind oft eine Zeit reduzierter Intelligenz und heraufgesetzter Emotionsschwellen. Gott sei Dank ist es in Österreich aber nicht so schlimm wie anderswo (...) Der Haider ist ein gnadenloser Rechtspopulist. Aber Sie haben in allen Ländern Europas diese Tendenzen".

Der political correctness ist damit Genüge getan, die Harmlosigkeit Österreichs ist präventiv wiederhergestellt, und die unverkennbaren rechtsradikalen Tendenzen sind auf das Niveau europäischer Normalität reduziert, vor welchem Hintergrund Österreich - auch unter einer künftigen schwarz-blauen Regierung Schüssel - geradewegs als Vorbild für Demokratie und Wahrung der Menschenrechte erscheint. So fällt es der schwarz-blauen Koalition später auch nicht schwer, das Kapitel „Außen- und Europapolitik“ ihres Regierungsprogramms mit der fettgedruckten Erklärung zu beginnen:

„Die Bundesregierung tritt für ein gemeinsames Europa ein, das auf der Solidarität der Staaten unter Achtung der Vielfalt ihrer Geschichte, Kultur und Traditionen beruht, Freiheit, Frieden und Wohlstand sichert und die endgültige Überwindung der Teilung des europäischen Kontinents verwirklicht. Sie wird an diesem Vorhaben initiativ mitwirken und bekennt sich dabei ausdrücklich zu den in allen Mitgliedstaaten der EU gemeinsamen Grundsätzen der Freiheit, der Demokratie, der Achtung der Menschenrechte und Grundfreiheiten sowie der Rechtsstaatlichkeit.“

Österreich ist genau das, als was es in seiner Bundeshymne besungen wird, und zwar *per definitionem*. Daran werden auch braune Flecken auf der weißen Weste seiner „großen Söhne“ nichts ändern.⁹ Damit dies so bleibt, damit Österreich sich weiter so sehen kann, wie es sich in seiner Hymne besingt, haben Regierung und Mainstream-Medien den zeitweiligen EU-Boykott mit einer beispiellosen Patriotismus-Kampagne beantwortet.

Gleichwohl besteht Hoffnung, dass diese Rechnung nicht aufgeht. Für manche Österreicher, denen die Frage nach ihrer nationalen Identität praktisch bedeutungslos war, hat sich schlagartig etwas geändert: „Plötzlich hat es Bedeutung, Österreicherin zu sein“, schreibt eine in England lebende österreichische Historikerin in einem *Falter*-Leserbrief,¹⁰ „Plötzlich vermischt sich meine persönliche Familiengeschichte mit der aktuellen politischen Lage. Bisher war es nicht von Bedeutung, zwei Großväter gehabt zu haben, die Nationalsozialisten gewesen sind. Bisher war es auch nicht von Bedeutung, Eltern zu haben, die auch heute noch keine Ahnung haben, wie hochgradig beteiligt Österreich an den Verbrechen Nazideutschlands gewesen ist (...). Jetzt hat plötzlich all das Bedeutung, und meine private Scham wird zum Ausgangspunkt einer unbedingt notwendigen Positionierung meiner Person als Staatsbürger. Zum ersten Mal ist es unentbehrlich, Meinung zu äußern und Stellung zu beziehen. Ich schäme mich für meine eigene jahrelange politische Unbedarftheit, für die Interesselosigkeit meiner Eltern und die Totschweigepraxis meiner Großeltern. Und daher formuliere ich als Österreicherin meinen Protest gegen eine Regierung, die eindeutig und unleugbar und unverschämt rechtsextrem ist“.

Reaktionen wie die hier zitierte, aber auch die Serie von Wahlniederlagen der FPÖ bei den darauffolgenden Landtagswahlen machen deutlich, dass in der österreichischen Identität nicht nur jene Entwicklungsperspektive angelegt ist, die Elfriede Jelinek (zit. n. Matheiss & Jelinek, 1999, 2) in die Worte gefasst hat, wir alle könnten uns jetzt endlich wieder sehen lassen, nicht weil wir eine Schuld eingebüßt hätten, sondern weil wir nie Schuld an irgend etwas gewesen seien, und wenn, dann sei das jetzt auch egal.

Literatur

Behr, Hans-Georg (1999). Feschismus als Trauma. *Neues Deutschland*, 11.12.1999, 16.

Januschek, Franz (1992). Rechtspopulismus und NS-Anspielungen am Beispiel des österreichischen Politikers Jörg Haider. Düsseldorf: Institut für Sprach- und Sozialforschung. DISS-Texte Nr. 15.

⁹Vgl. hierzu symptomatisch die bereits erwähnte Waldheim-Affäre. Anderen „großen Söhnen“, wie z.B. Herbert von Karajan, der noch vor dem Anschluss in die damals verbotene NSDAP eingetreten war, ist es erspart geblieben, dass ihre Vergangenheit öffentlich rezipiert wurde.

¹⁰ *Falter*, 8/00, 4.

- Jelinek, Elfriede (1987). In den Waldheimen und auf den Haidern. In: Alms, Barbara (ed.), *Blauer Streusand*. Frankfurt/Main: Suhrkamp, 42-44.
- Kempf, Wilhelm (2000a). Die „Friedensmacht Europa“ am Vorabend des dritten Millenniums. In ÖSFK (ed.), *Studien für europäische Sicherheitspolitik*, Band 5, *Konflikt und Gewalt*. Münster: agenda.
- Kempf, Wilhelm (2000b). Von postfaschistischer Unaufrichtigkeit zum Aufstieg des Feschismus. *Diskussionsbeiträge der Projektgruppe Friedensforschung Konstanz*, Nr. 49/2000.
- Kittner, Dietrich (1999). *Aus meinem Kriegstagebuch. Beobachtungen zum Balkankrieg*. Essen: Neue Impulse Verlag.
- Klusacek, Christine; Stimmer, Kurt (1984). *Dokumentation zur österreichischen Zeitgeschichte. 1918-1928*. Wien: Jugend und Volk.
- Liessmann, Konrad Paul (1999). Laudatio zur Verleihung des Österreichischen Staatspreises für Kulturpublizistik an Robert Menasse am 12. Mai 1999. In: Menasse, Robert. *Dummheit ist machbar. Begleitende Essays zum Stillstand der Republik*. Wien: Sonderzahl, 160-167.
- Luostarinen, Heikki (1998). Die Konstruktion nationaler Identitäten in den Medien. Einführung in ein Forschungsprojekt. In: Kempf, Wilhelm; Schmidt-Regener, Irena (eds). *Krieg, Nationalismus, Rassismus und die Medien*. Münster: LIT, 143-148.
- Matheiss, Uwe; Jelinek, Elfriede (1999). Wahlreaktion I: Uwe Matheiss und Elfriede Jelinek. <http://www.literaturhaus.at./headlines/1999/10/22>.
- Mattenschlager, Andreas (1997). *Konstruktion nationaler Identitäten in Europa nach dem 2. Weltkrieg. Eine medienpsychologische Untersuchung zum nationalen Selbstbild in Deutschland von 1945 – 1955*. Psychol. Diplomarbeit, Universität Konstanz.
- Menasse, Robert (1999). *Dummheit ist machbar. Begleitende Essays zum Stillstand der Republik*. Wien: Sonderzahl.
- Nestele, Inge (1998). *Einige Aspekte nationaler Identitätskonstruktion in deutschsprachigen Printmedien. Eine medienpsychologische Untersuchung zum nationalen Selbstbild in Deutschland, Österreich und der Schweiz von 1945 bis 1995*. Psychol. Diplomarbeit, Universität Konstanz.
- Rebhandl, Bert (2000). Österreich. In Scherzhaft. *Berliner Zeitung*, 1.4.2000, 13.
- Riedle, Hubert (1997). *Konstruktion nationaler Identität in schweizerischen Printmedien*. Psychol. Diplomarbeit, Universität Konstanz.
- Rüegg, Claus (1999). *Konstruktion nationaler Identität in österreichischen Printmedien*. Psychol. Diplomarbeit, Universität Konstanz.
- Schandl, Franz (2000a). „G'schen muss was“. Über den Zusammenhang von Demokratismus und Populismus. *Iz3w*, 242, Januar 2000.
- Scholik, Nikolaus (2000). Chirac handelte aus rein innenpolitischen Motiven. *Die Presse*, 1.3.2000, 2.
- Thurnher, Armin (1999). Ein Hauch von Wende. *Falter* 37/99, 5.
- Thurnher, Armin; Volf, Patrik (1999). "Klima ist ein Plüschtier". Interview mit Wolfgang Schüssel. *Falter* 37/99, 8.
- Winter, Balduin (2000). Wende in Schwarz-Blau. *Blätter für deutsche und internationale Politik*, 3/2000, 322-327.

Zum Autor: Wilhelm Kempf, seit 1977 Professor für Psychologische Methodenlehre und Leiter der Projektgruppe Friedensforschung an der Universität Konstanz. Schwerpunkte: Gewaltfreie Konfliktlösungen, Konstruktion sozialer Wirklichkeit durch die Massenmedien. Veröffentlichungen u.a.: „Krieg, Nationalismus, Rassismus und die Medien“ (gemeinsam mit Irena Schmidt-Regener, Münster: Lit, 1998); „Konflikt und Gewalt“ (Münster: agenda, 2000).

Adresse: Fachbereich Psychologie, Universität Konstanz (www.uni-konstanz.de), D-78457 Konstanz.
e-mail: Wilhelm.Kempf@uni-konstanz.de

Kerstin Stettner & Franz Januschek (Oldenburg)

Entlarven - ein Handlungsmuster des populistischen Diskurses (am Beispiel der Haider-Talkshow von und mit Erich Böhme)

Der Talkmaster Erich Böhme hatte nach der Angelobung der ÖVP-FPÖ-Koalitionsregierung Anfang 2000 Jörg Haider zusammen mit einigen anderen Gästen zu "Talk in Berlin" am 5.2.2000 eingeladen. Zuvor hatte Sabine Christiansen nach den Absagen von Michel Friedman und Otto Schily und öffentlichen Protesten dagegen, Haider ein Forum zu schaffen, diesen aus ihrer eigenen Talkshow wieder ausgeladen. Erich Böhme wollte sich das Medienereignis und die damit verbundene Einschaltquote offenbar nicht entgehen lassen, und verlegte sogar die Premiere seiner Talkshow zwei Wochen vor den ursprünglichen Sendestart. Während es außer Frage steht, dass der Auftritt Haiders in Böhmes Talkshow ihn wider des letzteren Willen zum politischen Sympathieträger gemacht hat, wird dieses Ergebnis doch meist eher mangelnden Fähigkeiten des Moderators und der übrigen Gesprächsbeteiligten zugeschrieben als dem Setting der Sendung mit seinem zentralen Muster "Entlarven".

Im vorliegenden Aufsatz wird dagegen die These vertreten, dass das Entlarven eines (Rechts-) Populisten ein Bestandteil des populistischen Diskurses selbst ist und nicht etwa ein Mittel zu dessen Bekämpfung. Insbesondere wird herausgearbeitet, dass sich auch die Beteiligten eines investigativen Interviews leicht in den populistischen Diskurs verstricken, indem sie einem bekannten Rechtsextremisten öffentlich in Besserungsabsicht ins Gewissen reden, und die politische Fernsehdiskussion von ihnen so konstituiert wird, dass nicht die inhaltliche Auseinandersetzung, sondern der reine verbale Schlagabtausch im Vordergrund steht - ein mediales Setting, in dem es Haider ein Leichtes war, sich von seiner besten Seite zu zeigen.

Durch die Erstellung eines Streitgerüsts für die untersuchte Talkshow lässt sich die kämpferische Funktion der einzelnen Beiträge hervorheben und das Fehlen von argumentativer Komplexität und Verständigungsbereitschaft nachweisen - Aspekte, die jedoch Voraussetzung sind für eine gelungene Entlarvung.

[Volltext \(in Deutsch\)](#)

Zu den Autoren:

Franz Januschek, Außerplanmäßiger Professor für germanistische Sprachwissenschaft an der Carl-von-Ossietzky-Universität Oldenburg. Leiter des SPRACHBÜROs in Oldenburg und Geschäftsführer der Sprach- und Kommunikationsberatung transcript. Schwerpunkte u.a.: fremdenfeindliche Medienberichterstattung in Österreich, politische Sprache des Rechtsextremismus und Rechtspopulismus, Lehrerfortbildung und Rückkehrer-Reintegrationsbegleitung im Kosovo. Veröffentlichungen u.a.: "Doppelzüngler. Die Sprache der ´Republikaner ´" (zus.m. Sonja Bredehöft, Duisburg 1994); "Schlagwort Haider. Ein politisches Lexikon seiner Aussprüche von 1986 bis heute" (zus.m. Gudmund Tributsch, Wien 1994); "´Notwendige Maßnahmen gegen Fremde?´ Genese und Formen von rassistischen Diskursen der Differenz in Österreich" (zus. m. Bernd Matouschek und Ruth Wodak, Wien 1995).

Adresse: Gotenstr. 26, D-26121 Oldenburg. e-mail: franz.januschek@uni-oldenburg.de, franzjanuschek@hotmail.com

Kerstin Stettner, Lehrbeauftragte für Englisch an der Universität Bremen und der Hochschule Bremen. Studium der Germanistik und Anglistik für das Lehramt Gymnasium an den Universitäten Oldenburg und Glasgow. Examensarbeit zum Thema "Empirische Analyse populistischer Sprache am Beispiel Jörg Haiders". Derzeit Promotion zum Thema "Der Umgang mit Rechtspopulismus in den deutschen Medien" im Bereich Germanistik/ Sprachwissenschaft an der Universität Oldenburg.

Adresse: Zwickauer Str. 4, D-28215 Bremen. e-mail: kerstinstettner@gmx.net

Kerstin Stettner and Franz Januschek (Oldenburg)

Exposure - an action pattern of populist discourse (using the example of the Haider talk show hosted by Erich Böhme)

Talk show host Erich Böhme had, after the swearing-in of the ÖVP-FPÖ coalition government in early 2000, invited Jörg Haider, together with a few other guests to "Talk in Berlin" on 5 February 2000. Before this, Sabine Christiansen, after Michel Friedman and Otto Schily had declined to participate and after public protests against providing a forum for Haider, had withdrawn her invitation for him to appear on her own talk show. Erich Böhme obviously did not want to pass up the media event and the resulting viewer quotas and went as far as to even move the premiere of his talk show ahead to two weeks before the originally planned date. Although there is no doubt that, contrary to Böhme's intention, Haider's appearance on Böhme's talk show won him sympathizers, this result is usually attributed more to the inadequate abilities of the moderator and the other participants in the conversation than to the setting of the broadcast, with its central pattern of "exposé."

In the present article the thesis will to the contrary be defended that the exposure of a (right-wing) populist is itself a component of populist discourse and not a means to combat it. In particular it will develop the idea that participants in an investigative interview can easily become entangled in populist discourse if they hold a serious conversation with a right-wing extremist and the political television discussion is so constituted by them that it is not the substantive disagreement, but rather the pure verbal sparring which holds the attention of viewers - a media setting in which it was easy for Haider to show his best side.

Creating a conflict frame for the talk show studied makes it possible to bring out the aggressive function of the individual contributions and demonstrate the lack of argumentative complexity and willingness to communicate - aspects which are, however, the very preconditions for a successful exposé.

[full text \(in German\)](#)

On the authors:

Franz Januschek, Extraordinary Professor for Germanic Linguistics at the Carl von Ossietzky University in Oldenburg. Director of the SPRACHBÜRO in Oldenburg and Managing Director of the Language and Communication Advisory Office transcript. Special areas of interest, inter alia: xenophobic media reporting in Austria, political language of right-wing extremism and right-wing populism, teacher further training and returning immigrant reintegration assistance in Kosovo. Publications, inter alia: "Doppelzüngler. Die Sprache der 'Republikaner'" (with Sonja Bredehöft, Duisburg 1994); "Schlagwort Haider. Ein politisches Lexikon seiner Aussprüche von 1986 bis heute" (with Gudmund Tributsch, Vienna 1994); "'Notwendige Maßnahmen gegen Fremde?' Genese und Formen von rassistischen Diskursen der Differenz in Österreich" (with Bernd Matouschek and Ruth Wodak, Vienna 1995).

Address: Gotenstr. 26, D-26121 Oldenburg. e-mail: franz.januschek@uni-oldenburg.de, franzjanuschek@hotmail.com

Kerstin Stettner, Instructor in English at the University of Bremen and the Technical School of Bremen. Study of German and English for a teaching position in a Gymnasium at the University of Oldenburg and University of Glasgow. Examination work on the topic of "Empirische Analyse populistischer Sprache am Beispiel Jörg Haiders". Currently completing a doctorate on the topic of "Der Umgang mit Rechtspopulismus in den deutschen Medien" in the area of German linguistic studies at the University of Oldenburg.

Address: Zwickauer Str. 4, D-28215 Bremen. e-mail: kerstinstettner@gmx.net

Kerstin Stettner und Franz Januschek (Oldenburg)

Entlarven – ein Handlungsmuster des populistischen Diskurses (am Beispiel der Haider-Talkshow von und mit Erich Böhme)

Abstract: Talk show host Erich Böhme had, after the swearing-in of the ÖVP-FPÖ coalition government in early 2000, invited Jörg Haider, together with a few other guests to "Talk in Berlin" on 5 February 2000. Before this, Sabine Christiansen, after Michel Friedman and Otto Schily had declined to participate and after public protests against providing a forum for Haider, had withdrawn her invitation for him to appear on her own talk show. Erich Böhme obviously did not want to pass up the media event and the resulting viewer quotas and went as far as to even move the premiere of his talk show ahead to two weeks before the originally planned date. Although there is no doubt that, contrary to Böhme's intention, Haider's appearance on Böhme's talk show won him sympathizers, this result is usually attributed more to the inadequate abilities of the moderator and the other participants in the conversation than to the setting of the broadcast, with its central pattern of "exposé."

In the present article the thesis will to the contrary be defended that the exposure of a (right-wing) populist is itself a component of populist discourse and not a means to combat it. In particular it will develop the idea that participants in an investigative interview can easily become entangled in populist discourse if they hold a serious conversation with a right-wing extremist and the political television discussion is so constituted by them that it is not the substantive disagreement, but rather the pure verbal sparring which holds the attention of viewers – a media setting in which it was easy for Haider to show his best side.

Creating a conflict frame for the talk show studied makes it possible to bring out the aggressive function of the individual contributions and demonstrate the lack of argumentative complexity and willingness to communicate – aspects which are, however, the very preconditions for a successful exposé.

Kurzfassung: Der Talkmaster Erich Böhme hatte nach der Angelobung der ÖVP-FPÖ-Koalitionsregierung Anfang 2000 Jörg Haider zusammen mit einigen anderen Gästen zu „Talk in Berlin“ am 5.2.2000 eingeladen. Zuvor hatte Sabine Christiansen nach den Absagen von Michel Friedman und Otto Schily und öffentlichen Protesten dagegen, Haider ein Forum zu schaffen, diesen aus ihrer eigenen Talkshow wieder ausgeladen. Erich Böhme wollte sich das Medienereignis und die damit verbundene Einschaltquote offenbar nicht entgehen lassen, und verlegte sogar die Premiere seiner Talkshow zwei Wochen vor den ursprünglichen Sendestart. Während es außer Frage steht, dass der Auftritt Haiders in Böhmes Talkshow ihn wider des letzteren Willen zum politischen Sympathieträger gemacht hat, wird dieses Ergebnis doch meist eher mangelnden Fähigkeiten des Moderators und der übrigen Gesprächsbeteiligten zugeschrieben als dem Setting der Sendung mit seinem zentralen Muster „Entlarven“.

Im vorliegenden Aufsatz wird dagegen die These vertreten, dass das Entlarven eines (Rechts-) Populisten ein Bestandteil des populistischen Diskurses selbst ist und nicht etwa ein Mittel zu dessen Bekämpfung. Insbesondere wird herausgearbeitet, dass sich auch die Beteiligten eines investigativen Interviews leicht in den populistischen Diskurs verstricken, indem sie einem bekannten Rechtsextremisten öffentlich in Besserungsabsicht ins Gewissen reden, und die politische Fernsehdiskussion von ihnen so konstituiert wird, dass nicht die inhaltliche Auseinandersetzung, sondern der reine verbale Schlagabtausch im Vordergrund steht – ein mediales Setting, in dem es Haider ein Leichtes war, sich von seiner besten Seite zu zeigen.

Durch die Erstellung eines Streitgerüsts für die untersuchte Talkshow lässt sich die kämpferische Funktion der einzelnen Beiträge hervorheben und das Fehlen von argumentativer Komplexität und Verständigungsbereitschaft nachweisen – Aspekte, die jedoch Voraussetzung sind für eine gelungene Entlarvung.

1. Fernsehduell und investigatives Interview

Politik ist seit einigen Jahrzehnten zunehmend durch das Fernsehen bestimmt. Populistische Tendenzen werden dadurch gefördert, denn die Akteure müssen tendenziell mit Unterhaltungssendungen konkurrieren, ihre symbolischen Handlungen an die von Detektiven, Sportlern oder Clowns anpassen und die Komplexität ihrer Auffassungen und Argumentationen auf ein damit noch zu vereinbarendes Niveau schrumpfen. Das ist kein einfach kulturpessimistisches Urteil, denn diese Entwicklung steckt voller dialektischer Widersprüche. Wir wollen das zunächst anhand einer Gegenüberstellung zweier paradigmatischer politischer Sendungsformen diskutieren.

In einem Wahlkampf-„Duell“ im Fernsehen geht es den Gegnern darum, zu „siegen“, d.h. einen möglichst großen Teil des Publikums dafür zu gewinnen, seine Stimme für die eigene Seite und nicht für die des Gegners abzugeben. Um dieses Ziel zu erreichen, muss man nicht nur sachpolitisch kompetent erscheinen, sondern man muss auch so geschickt argumentieren können, dass einem der Gegner nicht vor laufender Kamera logische Fehler oder Unfairness nachweisen kann. Obwohl also ein solches Duell auf Sieg und Niederlage abzielt, muss es den Anschein eines auf Konsens hin angelegten, streng argumentativen Diskurses erwecken, und zwar so sehr, dass es die meisten anderen argumentativen Diskurse in dieser Hinsicht noch übertrifft.

Politische Fernsehduelle sind folglich ein Teil jener mephistophelischen „Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft“: Das ist ihre Dialektik.¹ Im Prinzip jedenfalls.

Michael Posselt und Manfred Rieglhofer (2001) haben die TV-Konfrontationen der SpitzenkandidatInnen in den österreichischen Nationalratswahlen 1994, 1995 und 1999 ausführlich analysiert und dabei festgestellt, dass sich bei allen Parteien allmählich eine Gesprächsstrategie durchsetzte, die darauf gerichtet ist, möglichst viel Selbstdarstellung mit Angriffen auf die Kontrahenten zu verbinden und sich nur möglichst knapp mit der Abwehr der gegnerischen Angriffe zu befassen. Das logische Ergebnis einer solchen Entwicklung ist, dass auf Vorwürfe u. Ä. kaum noch eingegangen wird und die inhaltliche Auseinandersetzung zugunsten werbemäßiger Präsentation und leerer Sticheleien zurücktritt. Das Zuschauerinteresse ließ denn auch im gleichen Zeitraum nach.

Wir können dies so interpretieren: Die Zuschauer möchten offenkundig gern Duelle sehen, aber dabei auch inhaltlich ernst genommen werden. Sie möchten nicht auf das Medium des Duells, nämlich verständigungsorientierte Auseinandersetzung, verzichten. Sonst fühlen sie sich hintergangen. Die Sendungsform des TV-Duells wird sich überleben, wenn die Produzenten auf diese Dialektik nicht Rücksicht nehmen.

Investigativer Journalismus will im Gegensatz zum Duell das Gute: z.B. einen Bösewicht entlarven, indem man ihn mit den Mitteln des Wortes dazu bringt, aus dem Versteck seiner gefälligen Fassade herauszutreten und sein abschreckendes Wesen zu offenbaren. Dadurch aufgeklärt, sollen die ZuschauerInnen gegen Täuschung und Verführung immunisiert werden. Allerdings: Wie das Duell, so ist auch das investigative Interview eine Kategorie von Sendung, die ihre Faszination für die Rezipienten zum guten Teil aus der Vorstellung von Kampf und Widerstand bezieht, auf die sie anspielt, ob sie will oder nicht. Von daher liegt die Frage nahe, ob sie das Gute, das sie will, auch wirklich bewirkt. Ein journalistischer Showdown, der als Sieg des Sheriffs über den Gangster erlebt wird und als Hauptergebnis den Journalisten zum Quotenstar macht, könnte das Urteilsvermögen der ZuschauerInnen eher unterlaufen, anstatt es zu fördern.

Der hier relevante Unterschied zwischen einem Fernsehduell und einem investigativen Interview liegt in Folgendem: Beim Duell dürfen die Beteiligten ruhig zugeben, dass ihr Ziel der Sieg über den Gegner ist, denn das Setting zwingt sie dazu, einen argumentativen und fairen Diskurs zu führen. Ein Interviewer hingegen, der solches erklärt, stellt sich selbst ein Bein, weil er seiner Rolle entsprechend gar nicht gewinnen oder verlieren kann, sondern als Neutraler in das Interview eintritt und aus ihm wieder hinausgeht. Er ist nicht gezwungen, für seine eigene Auffassung oder gegen die seines Gesprächspartners zu argumentieren, und kann sich jederzeit auf seine neutrale Position zurückziehen und das Thema wechseln, wenn ihm zu einem Argument des Gesprächspartners nichts Passendes einfällt. Er würde daher seine neutrale Glaubwürdigkeit beschädigen, wenn er sie erklärtermaßen zum Niedermachen seines Gesprächspartners missbrauchte. Natürlich *kann* er versuchen, seinen Gesprächspartner argumentativ in die Enge zu treiben, aber er *muss* dies nicht tun. Er kann sich aufs Fragen und Nachfragen beschränken.

In der asymmetrischen Situation des Interviews muss der Journalist seine Geschicklichkeit demonstrieren, der/die Interviewte hingegen die eigenen Einstellungen und Auffassungen glaubwürdig zum Ausdruck bringen. Wenn es einem Interviewer gelingt, einen Politiker zu entlarven, so gilt er als geschickt; seine politische Glaubwürdigkeit steht (im Gegensatz zu der des Interviewten) nicht zur Debatte. Weil sie nicht zur Debatte steht, kann sie dem Interviewer auch gleichgültig sein, so dass er sich auf seine Geschicklichkeit im Herauskitzeln der interessanten Persönlichkeits-Facetten seines Interviewpartners konzentrieren wird.

¹ Vgl. Januschek 1998.

Jemanden im Interview zu entlarven, erfordert *besondere* Geschicklichkeit, weil der Interviewpartner natürlich versuchen wird, das Interview als Gelegenheit zum Aufbau oder Ausbau eines positiven Images zu nutzen – auch und gerade dann, wenn er weiß, dass er eigentlich nur entlarvt werden soll.

Aber jemanden im Gespräch zu entlarven, ist dennoch keine Frage *bloßer* Geschicklichkeit – es ist wesentlich auch eine Folge vernünftiger, auf Verständigung orientierter Argumentation. Diese These soll zunächst begründet werden.

2. Entlarven als perlokutionärer Akt

In der sprachphilosophischen Sprechakttheorie wird zwischen *illokutionären* und *perlokutionären* Akten unterschieden. Erstere vollzieht man dadurch, dass man bestimmte Äußerungen *macht*, z.B. Fragen, Bitten, Grüßen, die Letzteren hingegen *hat* man vollzogen, wenn die Äußerungen bestimmte Wirkungen erzielt haben, die über das bloße Verstehen hinausgehen, z.B. Überzeugen, Aufhetzen, Hänkeln. Wenn wir jemanden etwas fragen (*illokutionärer Akt*), so ist der Akt vollzogen, wenn die Angesprochenen verstanden haben, dass wir mittels unserer Äußerung etwas von ihnen wissen wollen. Ob sie uns eine Antwort geben können oder geben, ändert nichts daran. Das Verstehen ist durch die Konventionen unserer gemeinsamen Sprache und Kultur gesichert. Wenn wir hingegen jemanden durch unsere Äußerungen aufhetzen (*perlokutionärer Akt*), so liegt darin ein – beabsichtigter oder unbeabsichtigter – Effekt unserer Äußerungen, der über das konventionell abgesicherte Verstehen hinausgeht: Denn wenn die Angesprochenen sich *nicht* aufhetzen lassen, so bedeutet das keineswegs, dass sie unsere Äußerungen nicht verstanden hätten. Ob der perlokutionäre Akt gelingt, hängt nicht allein von der Befolgung der sprachlich-kulturellen Konventionen ab, sondern z.B. auch von persönlichen Eigenschaften wie Empfindlichkeit oder Phantasie.

Jemanden zu entlarven ist offensichtlich ein perlokutionärer Akt, sofern er durch ein Gespräch erfolgt. Daraus folgt, dass man zunächst eine Verständigung anstreben muss, wenn man die Entlarvung des Gesprächspartners erreichen will. Man kann nicht hingehen und sagen: „Ich entlarve dich hiermit, indem ich feststelle, dass ...“. Das wäre keine gelungene Entlarvung, gerade weil die Äußerung an den Gesprächspartner gerichtet ist, von ihm verstanden werden soll und somit seine Verständigungsbereitschaft voraussetzt. Erst anhand seiner Reaktionen lässt sich beurteilen, ob er entlarvt ist oder nicht.

Jedoch setzt ein Journalist, der einen Politiker entlarven zu *können* erklärt, voraus, dass dieser im Grunde bereits entlarvt *ist*, dass es dazu einer Verständigung mit ihm nicht mehr bedarf, dass man vielmehr ihn und seine bisherigen und vorhersehbaren Taten und Äußerungen dem Publikum bloß vorführen müsse, um diesem den Blick hinter die Fassade, die Larve, zu ermöglichen. Dieser Journalist erklärt nicht nur seinen Gesprächspartner zum berechenbaren Objekt, sondern entwertet auch das eigene Urteil des Publikums.

Mit jemandem, von dem man voraussetzt, dass er bereits entlarvt ist, sollte man kein auf seine Entlarvung zielendes Gespräch führen. Man sollte entweder das Gespräch meiden und *über ihn* statt *mit ihm* reden oder aber man sollte mit ihm über andere Themen reden und sich auf einen unvorhersehbaren Verständigungsprozess einlassen, dessen Ergebnis *möglicherweise* eine Entlarvung sein kann, aber eben nur *möglicherweise*.

Die von uns untersuchte Talkshow mit Erich Böhme war deutlich durch dessen Bemühen gekennzeichnet, dem Publikum seine Geschicklichkeit im Entlarven von Jörg Haider zu demonstrieren. Ein Bemühen, sich über ein bestimmtes Thema oder seine Politik mit ihm zu verständigen, war nicht zu erkennen. Ebenso handelte auch der eingeladene Gast Freimut Duve. Michael Glos und Ralph Giordano redeten vor allem *über Haider*, anstatt *mit ihm*. Dabei zeigte Glos als einziger erkennbar die Absicht, die Diskussion vom Thema Haider als Person abzulenken. Haider merkte sofort, dass keiner seiner Gesprächspartner irgendeine Verständigung mit ihm suchte, dass er hier, wenn nicht gänzlich missachtet, dann nur überführt werden sollte, und so konnte er sich als der einzig ernsthaft Verständigungswillige in der Runde präsentieren.

3. Das Streitgerüst

Man kann für das gesamte Gespräch ein Streitgerüst erstellen, das die kämpferische Funktion der einzelnen Beiträge hervorhebt und dadurch zeigt, wie sie aufeinander Bezug nehmen und den streitenden Personen damit Vorteile verschaffen. Das ist relativ einfach, weil die deutsche Sprache zur Beschreibung argumentativer Handlungen ohnehin schon metaphorisch die entsprechenden Ausdrücke zur Verfügung stellt, z.B. *jdm. etwas vorwerfen, sich verteidigen, etwas einräumen, Stellung nehmen, einen Seitenhieb machen, nachhaken, ausweichen, entkräften, jdn. zurechtweisen, etw. abwehren, jdn. provozieren (herausfordern), auf etw. bestehen(insistieren), einlenken, jdn. unterstützen*. Nur wenige argumentationsbeschreibende Ausdrücke lassen sich nicht auf diesen Bildbereich beziehen: *etw. belegen, etw. stützen*,

*etw. begründen, etw. beweisen.*² Es ist aber klar, dass ein „guter“ argumentativer Streit über das rein Kämpferische hinausgeht und komplexe logische Zusammenhänge von *Begründungen, Widerlegungen, Beweisen, Widersprüchen, Zustimmungen, Vorschlägen* usw. enthalten wird.

Böhmes Talkshow zeichnet sich durch das Fehlen argumentativer Komplexität und die nahezu vollständige Reduktion auf kampfbetonte Argumentationshandlungen aus. Auffällig ist dabei weniger, dass Haider dabei angegriffen wird und dass er diese Angriffe zurückweist. Auffällig ist vielmehr, dass keine dieser Sequenzen zu einer tieferen Auseinandersetzung führt. Anstatt nachzubohren oder Haiders Leugnungen oder Gegenwürfe auf ihre Haltbarkeit zu prüfen, wird schnell ein weiterer Angriff vorgetragen. Da sich Böhme, Duve, Giordano und Glos zudem untereinander so gut wie gar nicht streiten, entsteht so ein Gesprächsablauf, in dem die je thematisierten Inhalte immer gleichgültiger werden und der Erfolg der Angriffe auf Haider immer wesentlicher. Auf diese Weise entlarvte sich die Talkshow selbst als Jagd-Show. Haider aber bot sie eben dadurch die Gelegenheit, dem Publikum durch sein eigenes Beispiel die Illusion zurückzugeben, dass es sich hier doch eigentlich um ein verständigungsorientiertes Gespräch handeln müsse. Ein doppeltes Versteckspiel. Wer nicht wusste, dass er auch in diesem Gespräch nach Bedarf ohne den geringsten Anschein von Selbstzweifeln oder Unsicherheit log und täuschte, konnte ihm dies allerdings nicht anmerken.

Dies soll jetzt an kurzen Beispielen demonstriert werden.

Beispiel1)

Mehrere Sequenzen des Gesprächs nehmen ihren Ausgang von Duves Angriff gegen den FPÖ-Spitzenkandidaten Thomas Prinzhorn. Dieser habe eine rassistische Äußerung über Ausländer gemacht, die in Österreich angeblich Hormone zwecks Kinderreichtum bekämen³. Das Streitgerüst der ersten Sequenz lässt sich folgendermaßen veranschaulichen:⁴

FD10: Vorwurf: JH hat ausländerfeindlichen Mann als Minister nominiert (Hormon-Zitat).

FD11: Forderung an JH: Sie sollten diesen Mann aus der Partei ausschließen.

FD12: Ratschlag an JH: Damit könnten Sie sich vom Rechtsextremismus-Vorwurf rehabilitieren.

EB32: Übergabe des Rederechts an JH

JH12: Gegenforderung zu FD11: Schließen Sie doch Minister Schily aus!

JH13: Gegenvorwurf zu FD10 / Stützung von JH12: Schily will Individualrecht auf Asyl aushebeln.

JH14: Seitenhieb: Sie sind selbstgerecht.

JH15: Vorwurf: Die Vorverurteilung Österreichs durch die EU ist ein Vertragsbruch.

JH16: Forderung: Die EU sollte demokratische Gesetze einhalten.

JH17: Entlastungsangriff : Wenn es der EU um Menschenrechte ginge, hätte sie sich ernsthafter um Menschenrechtsverletzungen in Tschetschenien gekümmert.

FD13: Zurückweisung JH17: Russland ist nicht Mitglied der EU.

JH18: Insistieren JH17, Zurückweisung FD13: Das ist kein Argument.

JH19: Stützung JH17 / Vorwurf: Sie geben Steuergelder nach Tschetschenien, das für Waffen, nicht für Menschenrechte, ausgegeben wird.

EB33: Beanspruchung des Rederechts, Provozieren: Viele in Europa reagieren hektisch, auch Sie, Herr H.

Interessant ist, dass die Sequenz an dieser Stelle (EB33) durch den Talkmaster abgebrochen wird, der ein neues Thema einleitet. Denn auf den einleitenden Vorwurf Duves ist Haider bis dahin noch gar nicht eingegangen. Stattdessen hat er Duves Legitimität durch den Gegenvorwurf erschüttert, die Sozialdemokraten müssten dann auch Otto Schily ausschließen.

² Daraus folgt nicht, dass wir Argumentationen immer schon als eine Art Kampf betrachten. Allerdings fällt es uns nicht allzu schwer, in einem konkreten Fall eine solche Interpretation zu versuchen. Vgl. dazu auch Lakoff/Johnson 1980.

³ Prinzhorn hat im Wahlkampf der NR-Wahl 1999 behauptet, in Österreich würden „gratis Hormone an Ausländer verteilt, um deren Fortpflanzungsrate zu steigern“. Diese Äußerung fiel in einem Interview mit den „Stuttgarter Nachrichten“ vom 19.09.1999 (siehe Ottomeyer 2000:76). Das gemeinte Präparat dient jedoch nicht der Steigerung der Fruchtbarkeit, sondern wird Vergewaltigungsopfern aus dem Kosovo verabreicht, um den Regelzyklus wiederherzustellen (Scharsach / Kuch 2000: 210/211).

⁴ Die Siglen bedeuten: EB=E.Böhme, FD=F.Duve, RG=R.Giordano, MG=M.Glos, JH=J.Haider. Die nachstehenden Ziffern nummerieren die Redebeiträge der Interaktanten in dem von uns erstelltem Streitgerüst. Das Streitgerüst erfasst die Funktion der jeweiligen Äußerung im argumentativen Streit sowie eine kurze Paraphrase dieser.

ßen. Des weiteren hat er einen anderen Vorwurf gegen die 14 EU-Länder erhoben und zusätzlich mit einem Vorwurf zu einer entfernten Thematik vom Thema abgelenkt. Das mag geschickt gewesen sein; allerdings war es ebenso ungeschickt, dass Duve sich überhaupt auf Haider's Gegenangriffe einließ, anstatt auf einer Reaktion auf seinen Vorwurf zu beharren. Wenn er dies noch beabsichtigt haben sollte, so wurde es ihm jedoch durch den Talkmaster unmöglich gemacht. Böhme, von dem man ja voraussetzen muss, dass er Haider entlarven wollte, hätte konsequenterweise Duve hier gewähren lassen oder selbst auf Duves Forderung zurückkommen können. Stattdessen zog er es vor, Haider durch die Provokation anzugreifen, er solle erklären, warum im In- und Ausland so „hektisch“ auf ihn und die FPÖ reagiert werde.

Bildlich gesprochen: Böhme bricht Duves Angriff ab, weil ihm die Gegenwehr zu massiv erscheint, und startet einen neuen, von dem er sich mehr verspricht. Nur so, als Kampf- oder Jagd-Strategie, lässt sich Böhm's Verhalten begreifen – als Teil einer vernünftigen Auseinandersetzung hingegen wäre es absurd.

Vermutlich war weder Böhme noch Giordano oder Glos der Name Prinzhorn⁵ geläufig (als Deutscher kennt man sich üblicherweise in österreichischer Politik nicht aus – was Haider das Spiel leicht macht). Daher hätte es nahe gelegen, nach entsprechenden Informationen zu fragen. Dass nicht gefragt und erläutert wurde, charakterisiert diese Talkshow: Man unterstellt von vornherein, dass detaillierte Informationen unwichtig sind, weil es offenbar allein darauf ankommt, ob der Gejagte die Stiche, die ihm gelten, parieren kann oder nicht.

Beispiel 2)

Auch der folgende Ausschnitt ist durchgängig von kämpferischen sprachlichen Handlungen charakterisiert.

FD48: Vorwurf: Sie wollen die Entscheidungen der EU durch das Vetorecht Österreichs blockieren, ohne im einzelnen zu differenzieren.

FD49: Rechtfertigung: Während es bei den Maßnahmen der 14 um ganz konkrete Punkte geht.

FD50: Forderung: Sind Sie bereit, diese Androhung der EU-Blockade zurückzunehmen?

JH101: Zurückweisung FD50: Das brauche ich nicht zurücknehmen, da ich das nie angedroht habe.

JH102: Beleg JH103: Im ARD-Interview sprach ich von der vertrauensvollen Zusammenarbeit von Österreich und EU gemäß Amsterdamer Vertrag, die auf Einstimmigkeit beruht.

EB99: Beanspruchung des Rederechts

JH103: Gegenvorwurf FD48: Durch ihr Verhalten blockieren die 14 sich selbst.

JH104: Bekenntnis verknüpft mit Bedingung: Wir werden auf ein undifferenziertes Veto verzichten, aber dafür erwarten wir eine vertrauensvolle Zusammenarbeit.

EB100: Nachhaken JH104: Sie distanzieren sich von Ihrer Veto-Drohung und wiederholen sie gleichzeitig, wenn Sie das Vertrauen der 14 zur Bedingung machen, das die Ihnen ja nicht schenken.

JH105: Ausweichen EB100 / Insistieren: Die 14 sind vertraglich verpflichtet, mit uns zusammenzuarbeiten.

EB101: Fortsetzung Nachhaken EB100: Ihr werdet kein Veto um jeden Preis machen?

JH106: Bekenntnis: Nein.

EB102: Festnageln JH106: Das ist eine ordentliche Verpflichtung.

MG24: Beanspruchung des Rederechts

JH107: Fortsetzung JH101: Eine Blockade habe ich nie angestrebt.

Duve wirft Haider vor, EU-Entscheidungen durch ein österreichisches Veto blockieren zu wollen. Der Vorwurf ist heikel, denn man könnte im konkreten Fall ohnehin kaum entscheiden, ob ein etwaiges Veto aus einschlägigen Gründen oder aus allgemeiner Verärgerung ausgesprochen würde. Von daher besagt die Veto-Drohung sachlich gesehen wenig und ihre Rücknahme ebenso wenig. Entscheidend ist aber das diplomatische Klima, das durch die öffentliche Andeutung dieser Drohung geschaffen wurde und das nur schwer wieder aus der Welt zu schaffen ist. Haider weist den Vorwurf zurück und insistiert auf vertrauensvoller Zusammenarbeit in der EU. Böhme hakt nach, ob Haider auch ohne diese vertrauensvolle Zusammenarbeit auf die generelle Veto-Drohung verzichtet. Dies sagt Haider zu (wahrscheinlich hätte er andernfalls die neue Regierung in ernsthafte Gefahr gebracht). Sachlich hat das zwar fast nichts zu bedeuten (zumal

⁵ Unternehmer, FPÖ-Spitzenkandidat für die NR-Wahl 99, Minister-Aspirant, den der Bundespräsident nicht akzeptieren wollte, hatte sich vor Jahren mit Haider überworfen, war dann aber zur Partei zurückgekehrt.

Haider nicht Regierungsmitglied und seine Partei nicht für die Außenpolitik verantwortlich ist). Aber gesprächstaktisch ist es für ihn ein Misserfolg: Er hat sich von Böhme festnageln lassen müssen.

Interessant ist, wie Böhme diesen „Jagderfolg“ formuliert:

Also ihr werdet nicht ein Veto um jeden Preis machen? Das ist eine ordentliche Verpflichtung, kann man mit in den Revers schreiben.

Er hätte hier z.B. auch sagen können:

Also Sie werden nicht ein Veto um jeden Preis machen? Danke für die Klarstellung.

Diese Formulierung hätte durchaus genügt, um Böhmes Erfolg festzuhalten. Sie hätte darüber hinaus den Spielregeln eines verständigungsorientierten Gesprächs genügt, in dem es wichtig ist, Dinge zu klären, die zuvor unklar waren. Eben dies scheint aber Böhme hier nicht zu interessieren: *Seine* Formulierung konnotiert eher oberlehrerhaftes Schulterklopfen und demütigt Haider zusätzlich durch den Vorschlag, sein Bekenntnis in jenen „Revers“ aufzunehmen, den Böhme selbst zuvor als einer Regierung unwürdig dargestellt hatte.⁶

Beispiel 3)

Der dritte Ausschnitt, den wir analysieren, zeigt wiederum ein ähnliches Bild:

EB108: Begrüßung nach der Werbepause und Ankündigung, H zu durchleuchten

EB109: Provokation: Konfrontation mit Gerichtsurteil: H ist ein Ziehvater des politischen Rechtsextremismus.

JH113: Relativierung EB109: Man muss das Urteil und die Hintergründe kennen.

EB110: Zurückweisung JH113 / Warnung: Egal, Vorsicht mit diesem charmanten „Kerl“!

JH114: Fortsetzung Relativierung EB109: Das ist ein politisches Werturteil eines politischen Gegners und keine Tatsachenfeststellung, Politiker meines Ranges müssen sich mehr Kritik gefallen lassen als durchschnittliche Bürger.

FD52: Seitenhieb: Sie bezeichnen sich nicht als durchschnittlichen Bürger?

JH115: Explikation zu FD52: Als Politiker muss man im Gegensatz zum durchschnittlichen Bürger mehr aushalten und darf schärfer austeilen.

JH116: Vorwurf mit Bezug auf FD52: Das Gericht verletzt damit das Gleichheitsprinzip und verschärft die politische Kultur.

EB111: Seitenhieb: Wer austeilt, kriegt auch eine rein.

JH117: Eigenlob / Parieren des Seitenhiebs EB111: Ich halte viel aus.

FD53: Vorwurf: Eigenlob: Sie kokettieren mit dieser Haltung.

JH118: Fortsetzung Eigenlob JH117: Ich lerne, das für mich zu nutzen.

FD54: Verschärfung Vorwurf FD53: Das ist ein medialer Trick (Sportler) mit problematischen Inhalten.

MG31: Verteidigung JH: Das ist aber legitim.

JH119: Desavouierung FD: Ich könnte aus Ihnen auch einen vorteilhafteren Typ machen.

FD55: Zurückweisung JH119: Dieses Werbeangebot lehne ich ab.

Böhme kündigt seine Provokation EB109 bombastisch an:

Herr Haider, springen Sie aus dem Sessel hoch, wenn ich zitiere, ein Urteil des obersten Gerichtshofes Österreichs. Haider ist ein Ziehvater des politischen Rechtsextremismus.

⁶ Die ÖVP-FPÖ-Regierung musste vor ihrer Angelobung auf Druck des Bundespräsidenten eine Erklärung unterschreiben, wonach sie sich für Freiheit, Demokratie und Menschenrechte einsetzt, gegen Fremdenfeindlichkeit und für die kritische Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus.

was auch immer für eine Partei ist, das kriegen wir ja gleich raus“. Böhme scheint sich demnach in dem Glauben zu wiegen, er könne Haider in seiner Sendung zu einem selbstoffenbareren Bekenntnis bewegen, das die Auseinandersetzung um seine politische Ausrichtung und Legitimität ein für alle mal beenden würde. Gleichzeitig wird die Ernsthaftigkeit der Thematik jedoch relativiert durch seine Beschreibung der bilateralen Maßnahmen der 14 als „Europa meckert“; dieser Rückgriff auf den Alltagsdiskurs macht bereits deutlich, dass der Unterhaltungscharakter und weniger die politische Auseinandersetzung im Vordergrund der Sendung steht.

In offener Sensationslust empfängt er das derzeitige Medienereignis, den rechtsextremen Politiker Haider, wie einen Star mit den sich steigernden Worten „Ich begrüße den Vorsitzenden der freiheitlichen Partei Österreichs, den derzeit umstrittensten Politiker Europas, Herrn Jörg Haider“, gefolgt von langem Beifall, Pfeifen und Buhrufen, was die aufgeheizte Atmosphäre im Studio verdeutlicht. Böhme sonnt sich zufrieden mit Haider in dessen Publikumswirksamkeit „Ach ja, die (...) Geräusche kennt Herr Haider“ – ein Musterbeispiel für das gegenseitige Abhängigkeitsverhältnis zwischen Massenmedien und Politik: Böhme verschafft sich durch den umstrittenen FPÖ-Politiker seine Quote, während Haider sich durch diesen Auftritt seiner Präsenz im öffentlichen Diskurs vergewissern kann.

Bereits die Tatsache, dass Böhme Haider überhaupt eingeladen hat, ist brisant. Zum einen ist fraglich, warum ein Kärntner Landespolitiker vor deutsches Publikum geladen wird, und nicht ein Vertreter der österreichischen Bundesregierung, der er nicht angehört. Zum anderen wird Haider allein durch diese Einladung ein seriöser Anstrich verliehen, durch den er als ernstzunehmender politischer Gegner erscheint, und nicht als der gefährliche rechtsextreme Politiker, der er ist.

Alle Gesprächsbeteiligten treten Haider mit offensichtlich kritischer Haltung entgegen, wie nach einer ersten Einführungsrunde, in der die Talkgäste ihren Standpunkt zu den Maßnahmen der 14 beziehen und erläutern, deutlich wird, und doch verstricken sie sich im Laufe des Gesprächs unweigerlich in den rechtspopulistischen Diskurs.

Während Giordano sich in seinem ersten Beitrag bemüht, über Haider zu reden, spricht er ihn am Ende seines Beitrags doch direkt an:

E.B:	festnageln,	er er hört das nicht gern, dass er 50 ist,	ja
R.G:	ja, .. ich bin sechsundsiebzig,	ich bin sechsundsiebzig	

R.G: und eine ganze Lebens Epoche voraus. Mir kommt dieses Saulus-Paulushafte etwas zu schnell und zu abrupt, als dass ich das glauben könnte. Ich bin gern bereit mich von Herrn Haider überzeugen zu lassen, wollen mal sehen, ob das nach dieser Stunde gelingt, jedenfalls eines ist klar, Österreich steht vor einem großen Problem, und diese Koalition hat ein **ungeheures Destruktionspotential** freigesetzt. Eine gewaltige Lawine von Resonanzen und Reaktionen, mit denen Österreich sich **jetzt** auseinandersetzen muss, und sich vor allem fragen muss, nicht einfach abschieben auf hohen Hühnerhof und so weiter, so leicht wird das nicht sein, sich **fragen**, wie es zu dieser **enormen** Abwehr zu diesen enormen Reaktionen kommt. Ich denke, Herr Haider, das ist etwas, worüber Sie ganz ernsthaft nachdenken sollten. (Z.118-130)

Unter Berufung auf seine Lebenserfahrung vertritt Giordano den Standpunkt, dass Haiders jüngste Wandlung unglaublich erscheinend⁹ und die österreichische Öffentlichkeit sich mit den Ursachen der Maßnahmen der EU auseinandersetzen müsse. Gleichzeitig scheint ihm das auf Haiders Entlarvung angelegte Setting der Sendung nicht geheuer zu sein, und er glaubt daher offenbar, seine prinzipielle Offenheit demonstrieren zu müssen, indem er Haider bescheinigt, ein gleichberechtigter Gesprächspartner zu sein, der ihn in einer Diskussion überzeugen könnte. Zudem appelliert er am Ende des Beitrags an Haiders demokratisches Gewissen, indem er ihn auffordert, sich mit den Hintergründen der Reaktionen auseinander zu setzen. Diese Art der Anrede ist erstaunlich, erscheint Haider doch auf diese Weise in der deutschen Öffentlichkeit als jemand, mit dem man sich offenbar ernsthaft verständigen kann und nicht als Rechtsextremist, mit dem man sich als Demokrat keinesfalls einlässt.

Giordano, ein Überlebender des Holocaust, geht im weiteren Verlauf der Sendung sogar soweit, Haider als „einen der sympathischsten Menschen, die mir in meinem 76jährigen (...) Leben je begegnet sind“ zu bezeichnen und ihn damit quasi öffentlich reinzuwaschen.

Ähnlich ergeht es Duve, der mit Bezug auf das Prinzhorn-Zitat (s.o.) wiederholt die Frage an Haider richtet, wann denn die Rechtsextremisten aus der Partei ausgeschlossen würden. Diese Frage greift Böhme nach der ersten Werbepause wieder auf:

⁹ Haider hat sich in jüngster Zeit von seinen „rechten“ Äußerungen distanziert und schlägt auch politisch eine neue Richtung ein: Pro-EU-Erweiterung, Zugeständnisse beim „Zuzugsstopp“ etc.

keine besondere Relevanz habe, wenn es sich um keinen bekannten Vertreter der SPÖ handeln sollte. Auch in dieser Sequenz reduziert sich das Gespräch auf einen verbalen Schlagabtausch, in dem es keineswegs um eine inhaltliche Auseinandersetzung geht, sondern lediglich darum, Haider zur Strecke zu bringen. Haider dagegen kann sich und die Freiheitlichen dem Publikum unwidersprochen als Demokraten präsentieren.

5. Showdown – Die Konfrontationen mit Haiders „braunen Flecken“

Höhepunkte der Talkshow sind die verschiedenen Konfrontationen Haiders mit seinen „braunen Flecken“, d.h. seinen ‚rechten‘ Äußerungen bzw. Äußerungen und Handlungen anderer FPÖ-PolitikerInnen.

E.B: Und jetzt müssen Sie mal einfach über sich ergehen lassen, und das geht Ihnen ja dauernd so.
Und

dann müssen Sie mal was zu sagen, ein paar Zitate anzuhören, und zwar, von

E.B: wem wohl, von Haider. Die österreichische Ne Nation ist eine Missgeburt, das war im

J.H: lacht kurz

E.B: Jahr fünfundachtzig, mag ja sein was ääh, die

J.H: Falsch, der Begriff der österreichischen Nation.

J.H: `s ein Unterschied.

E.B: Sie haben gelobt die ordentliche Beschäftigungspolitik des Dritten Reiches. Sie haben vor SS-Leuten gesagt, das seien alles anständige Menschen, die einen Charakter haben. Sie haben zu Konzentrationslagern Straflager gesagt. Sie wollen keine Osterweiterung der EU haben. Sie haben gesagt, Maastricht ist die Fortsetzung von Versailles ohne Krieg. Sie haben die Überfremdung beklagt. Sie haben gesagt, wir brauchen keine Aus-

E.B: länder, wir brauchen eine vernünftige Familienpolitik. .. Äh alles Zit Originalzitate Haider

J.H: mmh nein

E.B: nicht? Unbestritten. Und stehen Sie Und stehen Sie

J.H: nein Schlecht recherchiert, nenne Ihnen nur ein

Pub: Gelächter, Aufstöhnen

E.B: Stehen Sie immer noch dazu? Ja? Sagen Sie los

J.H: Ich nenne Ihnen, ich nenne Ihnen (unverständlich) ich nenne Ihnen nenne

Pub: >>>>>>>>>>

J.H: Ihnen ein Zitat alleine, wenn Sie sagen Maastricht ist die Fortsetzung von Versailles ohne

E.B: ja

J.H: Krieg, das ist ein Zitat aus Le Figaro, das ist ein Zitat, das wiederholt im Spiegel vom

E.B: ja

J.H: Herrn Augstein im Raf Rahmen seiner Leitartikel abgedruckt worden ist. Also das sollte

J.H: man schon **wissen**, wer das wirklich gesagt hat. Oder

E.B: aber Sie haben es verwendet, oder net?

J.H: Ich hoab I hoab dieses Zitat nie verwendet ich versteh das also nicht, wie Sie zu mir kommen.

E.B: mmh

E.B: .. Joa, das versteh ich jetzt auch nicht.

E.B: Gut. Bekannt. Ihre Zitate sagen Se mal, gelind, gelten sie noch oder gelten sie nicht?

J.H: Eben. So ja ja Aber woran

Pub: Gelächter (Z.579-627)

Diese Sequenz ist der erste Versuch Böhmes, Haider zu entlarven, indem er ihm öffentlich seine umstrittenen Äußerungen vorhält, die ihn deutlich in die rechte Ecke verweisen. Auf die Ankündigung der Konfrontation mit den Zitaten gibt Haider ein kurzes Lachen von sich, womit er bereits demonstriert, dass er vor dieser Art des Investigierens keine Scheu hat. Böhmes folgende Aufzählung von Zitaten Haiders und seine Nachfrage „Äh alles Zit Originalzitate Haider, nicht? Unbestritten“ sind sprechakttheoretisch¹² zum einen Direktiva, deren illokutionäre Rolle darin liegt, Haider zu einer Bestätigung dieser umstrittenen Äußerungen zu veranlassen, zum anderen sind sie perlokutionäre Akte des Entlarvens (s.o.), deren Gelingen von dem *uptake*, der intendierten Reaktion des Adressaten abhängig ist. Indem Haider sich zu den Zitaten äußert, glückt zwar die Illokution, die Perlokution scheidet jedoch durch die Art seiner Antwort. Hätte Haider geantwortet: „Ja, diese Zitate sind von mir und ich stehe noch heute hinter meinen Äußerungen“, wäre die Perlokution geglückt. Eine solche Reaktion mag Böhme erwartet haben, in der Annahme, Haider würde nicht öffentlich und vor den Augen seiner rechtsextremen Wählerschaft seinen Überzeugungen abschwören wollen. Haider korrigiert jedoch und streitet bereits ab, bevor Böhme überhaupt die Frage formulieren kann, ob er noch zu diesen Äußerungen stehe (siehe Simultansequenzen).

Haider reagiert mit seiner (allen österreichischen JournalistInnen längst bekannten) Strategie der Distanzierung¹³, diesmal verfeinert mit der – sich als zutreffend erweisenden – Unterstellung, seine Gegner würden über nicht genügend Hintergrundwissen verfügen, um ihn ‚zur Strecke zu bringen‘. Bereits nach dem ersten Zitat unterbricht er sofort mit der Korrektur „Falsch, der Begriff der österreichischen Nation“. Mit dieser Distanzierung überrumpelt er Böhme und die übrigen Anwesenden doppelt: Sie fragen nicht nach, worin denn der Unterschied zwischen der österreichischen Nation und ihrem Begriff bestehe: Ist eine bestimmte „Nation“ nicht gerade eben jener Begriff, den sich bestimmte Menschen von sich als Gemeinschaft machen? Sie fragen des weiteren nicht nach dem nationalsozialistischen Ursprung dieses Zitats.¹⁴ „Falsch“ ist hier höchstens die von Böhme genannte Jahreszahl.

Nach der Konfrontation mit weiteren sieben Zitaten weist Haider diese pauschal zurück als „schlecht recherchiert“. Als Beleg wählt er *eins* der sieben Zitaten aus, das „Maastricht-Zitat“, um es der französischen Zeitung „Le Figaro“ bzw. Rudolf Augstein¹⁵ zuzuschreiben, wodurch er dem Vorwurf scheinbar die Schärfe nimmt – wenn eine renommierte französische Zeitung und Augstein dies gesagt haben, kann die Äußerung offenbar so schlimm nicht sein. Durch den Nachsatz „Also das sollte man schon **wissen**, wer das gesagt hat“ und die besondere Emphase von „wissen“ wirft Haider Böhme verächtlich vor, schlecht informiert zu sein. Zudem behauptet er entrüstet, verstärkt durch dialektalen Sprachgebrauch, „I hoab dieses Zitat nie verwendet“, woraufhin Böhme tatsächlich nicht begründen kann, in welchem Zusammenhang dieses Zitat mit Haider steht und seine „Niederlage“ eingestehen muss. In der medialen Realität hat Haider dieses ‚Match‘ gewonnen, und sein Punktegewinn wird vom Publikum mit beifälligem Gelächter quittiert.

¹² Vgl. Searle 1982.

¹³ Vgl. Januschek 1992.

¹⁴ Die Bezeichnung der österreichischen Nation als eine Missgeburt stammt ursprünglich aus Hitlers „Mein Kampf“ und leugnet die Existenz der österreichischen Nation, da diese angeblich mit zu Deutschland gehöre. Diese Äußerung formulierte Haider im Sommer 1988 im österreichischen Fernsehen, um Volkszugehörigkeit und Staatszugehörigkeit voneinander abzugrenzen (Pfahl-Traughber 1994:48).

¹⁵ Rudolf Augstein bezeichnete die Einführung des Euro als „Versailles ohne Krieg“ (www.kalasnichow.de/archiv/a09/a09/elsaesser.shtml). Maastricht wurde auch von Manfred Brunner und Franz Schönhuber als „Versailles ohne Krieg“ angeprangert (www.hsfk.de/deu/pub/stpkt/sp0896.htm).

Tatsächlich wurde Haider im Zuge des österreichischen Beitritts zur EU damit zitiert, dass Österreich „fremdbestimmt“ werde (...), wenn es der EU beitrete, denn Maastricht sei „die Fortsetzung von Versailles ohne Krieg“ (Frankfurter Rundschau 22.5.1994, Der Standard, 09.06. 1994, siehe Tributsch 1994:278). Doch selbst wenn Haider das Maastricht-Zitat nie geäußert hätte, ließe diese Tatsache nicht darauf schließen, dass die anderen von Böhme angeführten Zitate ähnlich unhaltbar wären. Daher insistiert Böhme unbeirrt auf einer Stellungnahme Haiders zu den umstrittenen Zitaten. In seinem folgenden Beitrag verweist Haider, wie gern in solchen Fällen, auf seine „Novemberrede“ von 1999.

Um seine Hoffähigkeit für eine mögliche Regierungsbeteiligung sicherzustellen, entschuldigte er sich damals, allerdings nur für „einige Äußerungen (...) im Zusammenhang mit dem Nationalsozialismus“, die „mir zugeordnet werden“ und durch die er „Gefühle von Menschen verletzt“ habe, „die selbst Opfer des Nationalsozialismus gewesen sind“ (vgl. Scharlach/Kuch 2000:41). Der Zusatz „die mir zugeordnet werden“ erweckt den Eindruck, er sei in Wirklichkeit gar nicht der Urheber dieser Äußerungen, aber da die Zitate ihn immer wieder in Bedrängnis brächten, würde er sich nun für diese ihm zugeschriebenen Zitate entschuldigen. Auf seine distanzierende Novemberrede berief Haiders sich nun mehrfach, wenn er mit seinen umstrittenen Äußerungen konfrontiert wurde, und machte durch dieses Alibi seine Gegner mundtot. Allerdings hat er bereits im Juni 2000 seine Entschuldigungen relativiert und die Zweifel an diesen bestätigt: „Ich habe gesagt, falls ich durch die missverständliche Interpretation meiner verkürzten Aussage Menschen verletzt haben sollte, entschuldige ich mich. Das ist etwas ganz anderes, als wenn ich das zurückgenommen hätte“ (Scharlach/Kuch 2000:42).

Haider zeigt in obiger Sequenz keinerlei uptake, er weist die gegen ihn gerichteten Vorwürfe entweder als unwahr zurück, oder versucht sich in Begriffsverdrehungen oder Ausflüchten. Die Behauptung, er hätte das Maastricht-Zitat nie verwendet, ist schlicht eine Lüge. Durch das Verwenden von Lügen macht Haider eine effiziente, rationale und kooperative Verständigung mit ihm unmöglich. Auf dieselbe Weise reagiert Haider auch auf weitere Konfrontationen ähnlichen Musters im Verlauf der Sendung, wodurch die Talkshow mit ihrem zentralen Muster „Entlarven“ scheitern muss.

Aber auch Böhme und die anderen Gesprächspartner scheinen nicht an einer wahren Verständigung interessiert zu sein. Zum einen bestehen sie nicht auf ihren Vorwürfen, indem sie darauf hinweisen, dass es sich sehr wohl um Zitate Haiders handelt. Dies mag auf ihr oberflächliches Faktenwissen zurückzuführen sein; ein Vorwurf, den sich wohl alle Beteiligten gefallen lassen müssen. Allerdings gilt hier zu ihrer Entlastung anzuführen, dass die Interaktanten von Haiders Strategie des glatten Lügens wahrscheinlich überrascht wurden¹⁶, und es zudem in der heutigen Zeit der „acceleration of processes of time-space compression“¹⁷, d.h. des beschleunigten Wandels und zunehmender Komplexität der Welt fortwährend schwieriger wird, in so kurzer Zeit ausreichend informiert und vorbereitet zu sein.

Zum anderen ist bemerkenswert, dass die Gesprächsteilnehmer auf die Implikationen bestimmter Haider-Zitate oder Vorwürfe gegen ihn nicht eingehen, womit für viele ZuschauerInnen die Tragweite der Vorwürfe im Verborgenen bleibt (z.B. die Bezeichnung der österreichischen Nation als eine Missgeburt, siehe oben). Eine inhaltliche Auseinandersetzung kann daher nicht stattfinden und wird auch gar nicht erst angestrebt.

6. Schlussbetrachtung

Anhand der ausgewählten Gesprächsausschnitte ist deutlich geworden, dass sich auch die Beteiligten eines investigativen Interviews leicht in den rechtspopulistischen Diskurs verstricken, indem sie dem Bösewicht – ob klein oder groß – in Besserungsabsicht ins Gewissen reden. Auch der investigative Journalismus, der im Grunde das „Gute“ will, schafft doch eher das „Böse“. Die angekündigte öffentliche Entzauberung innerhalb einer Stunde musste scheitern, da es von vornherein nicht um eine verständigungsorientierte Auseinandersetzung ging, in der die Teilnehmer unter Böhmes Moderation miteinander ehrlich über ein bestimmtes Thema diskutieren wollten, sondern um einen inszenierten Showdown mit dem zentralen Muster „Entlarven“. In diesem Setting war es Haider ein Leichtes, sich von seiner besten Seite zu zeigen, nämlich als scharfzüngiger, schlagfertiger Entertainer und Oppositionspolitiker, der nun den Sprung in die Regierung geschafft hat.

Wir haben eingangs dargestellt, dass Entlarven als perlokutionärer Akt nur bei angestrebter Verständigung seitens des Interviewers und bestehender Verständigungsbereitschaft des Gesprächspartners glücken kann. Wie wir gezeigt haben, kann bei Haider von Verständigungsbereitschaft jedoch keine Rede sein, und Böhme sowie Duve streben ihrerseits eine inhaltliche Auseinandersetzung gar nicht erst an, für sie steht der reine verbale Schlagabtausch im Vordergrund. Entlarven ist damit ein Handlungsmuster des populistischen Diskurses und nicht ein Mittel zu dessen Bekämpfung, es ist Mittel des Kampfes und reduziert politische Auseinandersetzung auf das, was sie der populistischen Demagogie nach immer schon ist.

¹⁶ Vgl. zum Lügen als Prinzip demagogischer Kommunikation, in der die Unterstellung gegenseitigen Vertrauens schlicht unterlaufen wird, Ötsch 2000, 187ff.

¹⁷ Fairclough 1999.

Literatur

- Fairclough, Norman; Chouliaraki, Lilie (1999). *Discourse in late modernity. Rethinking Critical Discourse Analysis*. Edinburgh: Edinburgh University Press.
- Januschek, Franz (1992). *Rechtspopulismus und NS-Anspielungen am Beispiel des österreichischen Politikers Jörg Haiders*. DISS-Texte Nr.15. Duisburg: DISS.
- Januschek, Franz (1994). *Jörg Haider und der rechtspopulistische Diskurs in Österreich*. In: Tributsch, Gudmund (ed.), *Schlagwort Haider. Ein politisches Lexikon seiner Aussprüche von 1986 bis heute*, Wien: Falter.
- Januschek, Franz (1998). *Die List der Gewalt. Politische Fernsehduelle*. In: Gloy, Klaus; Januschek, Franz (eds.), *OBST*, Bd. 57.
- Lakoff, George; Johnson, Mark (1980). *Metaphors we live by*. Chicago: The University of Chicago Press.
- Ötsch, Walter (2000). *Haider light. Handbuch für Demagogie*. Wien: Czernin.
- Ottomeyer, Klaus (2000). *Die Haider-Show. Zur Psychopolitik der FPÖ*. Klagenfurt: Drava.
- Pfahl-Traughber, Armin (1994). *Volkes Stimme? Rechtspopulismus in Europa*. Dietz-Taschenbuch 59. Bonn: J.H.W. Dietz Nachfolger.
- Posselt, Michael; Rieglhofer, Manfred (2000). *Impression-Management: Kandidatendiskussionen im TV 1994, 1995 und 1999*. In: Plasser, Fritz; Ulram, Peter A.; Sommer, Franz (eds.), *Das österreichische Wahlverhalten (Schriftenreihe des Zentrums für Angewandte Politikforschung, Bd.21)*, Wien: Signum.
- Scharsach, Hans Henning (1992). *Haiders Kampf*. Wien: Heyne.
- Scharsach, Hans Henning; Kuch, Kurt (2000). *Haider. Schatten über Europa*. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Searle, John R. (1982). *Ausdruck und Bedeutung. Untersuchung zur Sprechakttheorie*. Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft; 349. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Tributsch, Gudmund (1994). *Schlagwort Haider. Ein politisches Lexikon seiner Aussprüche von 1986 bis heute*. Wien: Falter.

www.dokumentationsarchiv.at/SPOE/Braune_Flecken_SPOE.htm, 28.08.2001

www.kalaschnikow.de/archiv/a09/a09/elsaesser.shtml, 28.08.2001

www.hsfk.de/deu/pub/stpkt/sp0896.htm, 28.08.2001

Zu den Autoren: Franz Januschek, Außerplanmäßiger Professor für germanistische Sprachwissenschaft an der Carl-von-Ossietzky-Universität Oldenburg. Leiter des SPRACHBÜROS in Oldenburg und Geschäftsführer der Sprach- und Kommunikationsberatung *transcript*. Schwerpunkte u.a.: fremdenfeindliche Medienberichterstattung in Österreich, politische Sprache des Rechtsextremismus und Rechtspopulismus, Lehrerfortbildung und Rückkehrer-Reintegrationsbegleitung im Kosovo. Veröffentlichungen u.a.: „Doppelzüngler. Die Sprache der ‘Republikaner’“ (zus.m. Sonja Bredehöft, Duisburg 1994); „Schlagwort Haider. Ein politisches Lexikon seiner Aussprüche von 1986 bis heute“ (zus.m. Gudmund Tributsch, Wien 1994); „‘Notwendige Maßnahmen gegen Fremde?’ Genese und Formen von rassistischen Diskursen der Differenz in Österreich“ (zus. m. Bernd Matouschek und Ruth Wodak, Wien 1995).

Adresse: Gotenstr. 26, D-26121 Oldenburg. e-mail: franz.januschek@uni-oldenburg.de, franzjanuschek@hotmail.com

Kerstin Stettner, Lehrbeauftragte für Englisch an der Universität Bremen und der Hochschule Bremen. Studium der Germanistik und Anglistik für das Lehramt Gymnasium an den Universitäten Oldenburg und Glasgow. Examensarbeit zum Thema „Empirische Analyse populistischer Sprache am Beispiel Jörg Haiders“. Derzeit Promotion zum Thema „Der Umgang mit Rechtspopulismus in den deutschen Medien“ im Bereich Germanistik Sprachwissenschaft an der Universität Oldenburg.

Adresse: Zwickauer Str. 4, D-28215 Bremen. e-mail: kerstinstettner@gmx.net

Irena Regener (Berlin)

Spracheinstellungen in den 90er Jahren in Berlin: Aspekte deutsch-deutscher Identitätssicherung aus soziolinguistischer Perspektive

Identitätsfindungs- bzw. -sicherungsprozesse im Deutschland der 90er Jahre sind von ostwestunterschiedener Spezifik. Da eine gemeinsame Sprache zu den wesentlich identitätsstiftenden Werten sozialer Gruppen gehört, wird am Beispiel der berliner Sprachgemeinschaft untersucht, welche Funktion Spracheinstellungen und Sprachverhalten in diesen Prozessen zukommt: (1) Ausgehend von empirisch nachweisbaren Unterschieden zwischen Ost- und Westberlinern in ihrem Sprachverhalten wird der Frage nachgegangen, (2) wie sich diese Unterschiede in Spracheinstellungen sowohl dem Berlinischen generell als auch dem Sprachgebrauch in der jeweils (anderen) Stadthälfte gegenüber kontinuierieren, und (3) welche Entwicklungen es in der Nachanschlusszeit gibt - wie Sprachverhalten und Spracheinstellungen letztlich zu Annäherung vs. Abgrenzung zwischen Ost und West beitragen.

Die Basis für die Beantwortung dieser Fragen bilden die Ergebnisse einer Längsschnittstudie (standardisierte Fragebogenerhebung; Auswertung mittels quantitativer und qualitativer statistischer Methoden), die das Bild einer nach wie vor sprachlich geteilten Stadt zeichnen. Sich vollziehende Veränderungen im Sprachverhalten und in den Spracheinstellungen, aber auch und gerade Veränderungen, die nicht stattfinden, sind partiell ost- bzw. westspezifisch festzumachen, und zwar so, dass sie die (ererbten Spezifika) der ost- bzw. der westberliner Sprachgemeinschaft einerseits tradieren und andererseits den veränderten gesellschaftlichen Bedingungen entsprechend weiterentwickeln. So existiert nach wie vor ein deutliches und auch deutlich wertendes Differenzbewusstsein hinsichtlich des Gebrauchs und der Bewertung der Stadtvarietät, das mehrheitlich auch auf die Sprecher in der jeweils anderen Stadthälfte distinktiv projiziert wird. Dabei erscheint die westberliner Sprachgemeinschaft zwar gefestigter in ihren Haltungen, Einstellungen, Werten und Urteilen als die ostberliner und deshalb änderungsresistenter oder auch konservativer, aber es gibt eine Bewegung hin zu positiverer Interessiertheit am Ostpendant. Die ostberliner Sprachgemeinschaft ist unmittelbar nach dem Anschluß in ihrem Selbstverständnis verunsichert und irritiert worden. Inzwischen jedoch gewinnt sie zunehmend einen Teil ihres Selbstbewusstseins und damit auch ihrer sprachlichen Autonomie zurück, weil sie ihre eigene Sprache - zunehmend wieder - als einen der zentral identitätsstiftenden Werte wahrnimmt bzw. entdeckt und auch dringend braucht.

Diese Befunde und Entwicklungen in Ost wie in West reflektieren die je spezifische Normalität des gegenseitigen Kennenlern- und Annäherungsprozesses von den sehr unterschiedlichen Ausgangspositionen und -erwartungen aus.

Volltext (in Deutsch)

Zur Autorin: Irena Regener, Dr. phil., Germanistin. Schwerpunkte: Soziolinguistik, Geschichte der sprachwissenschaftlichen Germanistik. Veröffentlichungen u.a.: "Krieg, Nationalismus, Rassismus und die Medien" (gemeinsam mit Wilhelm Kempf, Münster: Lit, 1998); Selbstidentifikation via Varietätengebrauch. Sprachverhalten und Spracheinstellungen in der berliner Sprachgemeinschaft der 90er Jahre. Linguistik online 7, 3/00.

Adresse: Lehderstraße 61, D-13086 Berlin (www.regener-online.de). e-mail: IrenaRegener@aol.com

Irena Regener (Berlin)

Linguistic attitudes in Berlin in the 90s: Aspects of securing German-German identity from a socio-linguistic perspective

The processes of finding or respectively securing identity in Germany in the 90s differ between East and West. Since a shared language is one of the essential identity-conferring values of social groups, a Berlin linguistic community will be studied to determine the function of linguistic attitudes and language patterns in these processes: (1) Starting from empirically demonstrable differences between the language patterns of East and West Berliners the question will be posed of (2) how these differences in linguistic attitudes continue not only toward Berlin dialect in general, but also to the linguistic usage in the respectively 'other' half of the city and (3) what developments there were in the period after the unification of Germany - how linguistic behavior and attitudes toward language contribute to rapprochement or divisiveness between East and West.

The basis for answering these questions is provided by the results of a longitudinal study (standardized questionnaire survey; evaluation using quantitative and qualitative statistical methods), which sketches a picture of a linguistically still-divided city. Current changes in language behavior and attitudes to language, but also and particularly changes which are not occurring, can be shown to be partially East or West-specific, and in such a way that they pass on the 'inherited specific features' of the East or respectively West Berlin linguistic community, on the one side, and correspondingly further develop the changed societal conditions, on the other side. Thus a clear and also clearly evaluating consciousness of differences in regard to the use and evaluation of urban variety continues to exist which is distinctively projected onto the speaker in the respectively other half of the city. The West Berlin linguistic community appears thereby to be more steadfast in its attitudes, values and judgments than the East Berliners and therefore more resistant to change or also more conservative, but there is a movement to a more positive interest in the Eastern counterpart. The East Berlin linguistic community became insecure and irritated immediately after unification. In the meantime, however, it is increasingly regaining part of its self-confidence and thereby also its linguistic autonomy, because it has perceived or discovered and also urgently needs its own language - increasingly again - as one of the central identity-conferring values. These findings and developments in East and West Berlin reflect the specific normality of the mutual acquaintanceship and rapprochement process from very diverse starting positions and expectations.

[full text \(in German\)](#)

On the author: Irena Regener, Dr. phil., Germanist. Special areas of interest: sociolinguistics, history of linguistic German studies. Publications, inter alia: "Krieg, Nationalismus, Rassismus und die Medien" (with Wilhelm Kempf, Münster: Lit, 1998); Selbstidentifikation via Varietätengebrauch. Sprachverhalten und Spracheinstellungen in der berliner Sprachgemeinschaft der 90er Jahre. Linguistik online 7, 3/00.

Address: Lehderstraße 61, D-13086 Berlin (www.regener-online.de). e-mail: IrenaRegener@aol.com

Irena Regener (Berlin)

Spracheinstellungen in den 90er Jahren in Berlin: Aspekte deutsch-deutscher Identitätssicherung aus soziolinguistischer Perspektive

Abstract: The processes of finding or respectively securing identity in Germany in the 90s differ between East and West. Since a shared language is one of the essential identity-conferring values of social groups, a Berlin linguistic community will be studied to determine the function of linguistic attitudes and language patterns in these processes: (1) Starting from empirically demonstrable differences between the language patterns of East and West Berliners the question will be posed of (2) how these differences in linguistic attitudes continue not only toward Berlin dialect in general, but also to the linguistic usage in the respectively 'other' half of the city and (3) what developments there were in the period after the unification of Germany – how linguistic behavior and attitudes toward language contribute to rapprochement or divisiveness between East and West.

The basis for answering these questions is provided by the results of a longitudinal study (standardized questionnaire survey; evaluation using quantitative and qualitative statistical methods), which sketches a picture of a linguistically still-divided city. Current changes in language behavior and attitudes to language, but also and particularly changes which are not occurring, can be shown to be partially East or West-specific, and in such a way that they pass on the 'inherited specific features' of the East or respectively West Berlin linguistic community, on the one side, and correspondingly further develop the changed societal conditions, on the other side. Thus a clear and also clearly evaluating consciousness of differences in regard to the use and evaluation of urban variety continues to exist which is distinctively projected onto the speaker in the respectively other half of the city. The West Berlin linguistic community appears thereby to be more steadfast in its attitudes, values and judgements than the East Berliners and therefore more resistant to change or also more conservative, but there is a movement to a more positive interest in the Eastern counterpart. The East Berlin linguistic community became insecure and irritated immediately after unification. In the meantime, however, it is increasingly regaining part of its self-confidence and thereby also its linguistic autonomy, because it has perceived or discovered and also urgently needs its own language – increasingly again – as one of the central identity-conferring values.

These findings and developments in East and West Berlin reflect the specific normality of the mutual acquaintanceship and rapprochement process from very diverse starting positions and expectations.

Kurzfassung: Identitätsfindungs- bzw. -sicherungsprozesse im Deutschland der 90er Jahre sind von ostwestunterschiedener Spezifik. Da eine gemeinsame Sprache zu den wesentlich identitätsstiftenden Werten sozialer Gruppen gehört, wird am Beispiel der berliner Sprachgemeinschaft untersucht, welche Funktion Spracheinstellungen und Sprachverhalten in diesen Prozessen zukommt: (1) Ausgehend von empirisch nachweisbaren Unterschieden zwischen Ost- und Westberlinern in ihrem Sprachverhalten wird der Frage nachgegangen, (2) wie sich diese Unterschiede in Spracheinstellungen sowohl dem Berlinischen generell als auch dem Sprachgebrauch in der jeweils 'anderen' Stadthälfte gegenüber kontinuierieren, und (3) welche Entwicklungen es in der Nachanschlußzeit gibt – wie Sprachverhalten und Spracheinstellungen letztlich zu Annäherung vs. Abgrenzung zwischen Ost und West beitragen.

Die Basis für die Beantwortung dieser Fragen bilden die Ergebnisse einer Längsschnittstudie (standardisierte Fragebogenerhebung; Auswertung mittels quantitativer und qualitativer statistischer Methoden), die das Bild einer nach wie vor sprachlich geteilten Stadt zeichnen. Sich vollziehende Veränderungen im Sprachverhalten und in den Spracheinstellungen, aber auch und gerade Veränderungen, die nicht stattfinden, sind partiell ost- bzw. westspezifisch festzumachen, und zwar so, dass sie die 'ererbten Spezifika' der ost- bzw. der westberliner Sprachgemeinschaft einerseits tradieren und andererseits den veränderten gesellschaftlichen Bedingungen entsprechend weiterentwickeln. So existiert nach wie vor ein deutliches und auch deutlich wertendes Differenzbewusstsein hinsichtlich des Gebrauchs und der Bewertung der Stadtvarietät, das mehrheitlich auch auf die Sprecher in der jeweils anderen Stadthälfte distinktiv projiziert wird. Dabei erscheint die westberliner Sprachgemeinschaft zwar gefestigter in ihren Haltungen, Einstellungen, Werten und Urteilen als die ostberliner und deshalb änderungsresistenter oder auch konservativer, aber es gibt eine Bewegung hin zu positiverer Interessiertheit am Ostpendant. Die ostberliner Sprachgemeinschaft ist unmittelbar nach dem Anschluß in ihrem Selbstverständnis verunsichert und irritiert worden. Inzwischen jedoch gewinnt sie zunehmend einen Teil ihres Selbstbewusstseins und damit auch ihrer sprachlichen Autonomie zurück, weil sie ihre eigene Sprache – zunehmend wieder – als einen der zentral identitätsstiftenden Werte wahrnimmt bzw. entdeckt und auch dringend braucht.

Diese Befunde und Entwicklungen in Ost wie in West reflektieren die je spezifische Normalität des gegenseitigen Kennenlern- und Annäherungsprozesses von den sehr unterschiedlichen Ausgangspositionen und -erwartungen aus.

1. Sozialpsychologische und soziolinguistische Grundlagen

Die Frage einer gesamtdeutschen bzw. der ost-westdeutschen Identität(en) oder auch Mentalität(en) hat im Gefolge des Anschlusses der DDR an die BRD eine neue Dimension erhalten. In der soziologischen und sozialpsychologischen Forschung zeichnet sich ein Trend ab, nicht grundlegende Ost-West-Unterschiede zu statuieren, sondern eher die Gemeinsamkeiten von Ost- und Westdeutschen bzw. die gemeinsame Basis für nach 1989/90 einsetzende, zunehmend divergente Entwicklungen in Mentalitätsstrukturen und Einstellungsmustern in Ost und West zu akzentuieren (z.B. Bauer 1991, Braun 1993, Piontkowski et al. 1997, Meulemann 1998a). Diese Betrachtungsweise kann auch aus der soziolinguistischen Perspektive gestärkt werden.

1.1 Identität und Einstellung

Die zur Ausbildung einer sozialen Identität nötigen Identifikationsprozesse sind Grundmechanismen der Persönlichkeitsbildung in der Soziogenese, die durch multiple Gruppenzugehörigkeiten des Individuums gesteuert werden. Identifikation erfolgt wesentlich über Einstellungsbildung und -veränderung zu identitätsstiftenden Wertorientierungen und unter Mitwirkung sozial vermittelter Vorurteile, Stereotype und Typisierungen. Unter Einstellungen wie auch unter Wertorientierungen gibt es jedoch sowohl mehr längerfristig wirksame als auch mehr situationsabhängige (Pollack 1998). Erstere sind die im Laufe der Sozialisation erworbenen, die persistent sind und aus diesen beiden Gründen relativ änderungsresistent. Letztere sind soziostrukturell bedingt und ändern sich mit der Modifikation der entsprechenden soziostrukturellen Merkmale.

Unter Einstellungen kommt den Spracheinstellungen eine zentrale Rolle zu, weil sie als soziale Einstellungen Identifikationsmuster und Identitätszuweisungen indizieren: Über Spracheinstellungen ordnet sich das Individuum selbst in das soziale Gefüge ein, bewertet aus dieser Perspektive die anderen (Giles et al. 1987) und nimmt auf diese Selbst- und Fremdkategorisierungen vor. Spracheinstellungen dienen folglich der sozialen Orientierung und spiegeln letztlich Haltungen gegenüber Sprechern und deren kulturellen Werten wider. Soziale Konnotationen gegenüber Sprechern werden auf deren Sprache projiziert.

Aus der soziolinguistischen Perspektive gründen sich Spracheinstellungen auf subjektive Wahrnehmungen, die bezogen sind auf die innersprachlichen, d. h. die Sprachvariationen *innerhalb* einer Sprache - *wer* spricht *wie* mit *wem* unter *welchen Kontextbedingungen*, und *wie erfolgreich* ist er dabei.

Da das sprachlich handelnde, Sprache produzierende und rezipierende Individuum jedoch in seinen Erwartungen einerseits und in seinen Verhaltensweisen andererseits geprägt ist durch die sozialen Muster seines Lebenskontextes, sind subjektive Spracheinstellungen letztlich Funktionen der Zugehörigkeit der Individuen zu ihrer jeweiligen sozialen Gruppe. Es ist die soziale Gruppe, die das Individuum über einen - gruppenspezifisch differenzierten - Kriterienkatalog zur Bewertung der verschiedenen Varietäten¹ einer natürlichen Sprache verfügen läßt. Diese Bewertung erfolgt über die der Sprecher, die die jeweilige Varietät aktualisiert haben. Folglich werden Varietäten, deren Sprecher hohes Ansehen genießen, positiver beurteilt als Varietäten, deren Sprecher über ein geringeres Sozialprestige verfügen.

Der 'sprachliche Markt' (Bourdieu 1977, 1978, 1987) erfordert es nun, daß die Angehörigen aller sozialen Gruppen eine Strategie verfolgen, die darauf gerichtet ist, 'Kapital' an Legitimität und Prestige zur Selbstdefinition ihrer jeweiligen In-Group und zur Erhöhung ihres Wertes sowohl in der Selbst- als auch in der Fremdbetrachtung zu akkumulieren. Die Sprache wird als das entscheidende Medium zur Erlangung von Sozialprestige und damit potentiell auch eines höheren Marktwertes betrachtet. Jedes Individuum ist mit einer Sprachkompetenz bzw. mit sprachlichem Kapital ausgestattet, das dem seiner In-Group entspricht.

In den standardorientierten bürgerlichen Gesellschaften ist es in der Regel so, daß von Sprechern von der Mittelschicht an aufwärts erwartet wird, daß sie aus dem Spektrum von standardnahen vs. standardfernen Varietäten eine mindestens sehr standardnahe Varietät auswählen. Das hat letztlich dazu geführt, daß die Nonstandardvarietäten per se als weniger prestigeträchtig betrachtet werden und es damit auch definitiv sind. Konterkariert werden kann diese Tatsache jedoch in spezifischen sozialen Situationen, in denen eine andere Werteskala die allgemein bildungsgeprägte und damit standardorientierte dominiert, wenn z. B. das Bekunden von Solidarität, Integrität, Wohlwollen o. ä. die eigentlichen Sozialziele des Diskurses sind (Ros 1984). Spracheinstellungen und -bewertungen unterliegen folglich der kontextuellen Variation, die in jedem Falle extralinguistisch und damit sozial determiniert ist.

¹ Varietäten sind Subsysteme einer natürlichen Sprache mit spezifischen eigenen Regelsystemen und Funktionsbereichen, die sich in Standard- und Nonstandardvarietäten untergliedern lassen. Zu den Nonstandardvarietäten gehören z.B. die regional begrenzten Dialekte - schwäbisch, thüringisch, sächsisch etc. - und Umgangssprachen mit größerer regionaler und funktionaler Reichweite als die Dialekte - brandenburgisch z.B. oder auch berlinisch. Die Standardvarietät ist Unterrichtsgegenstand und via Kodifizierung für ein in der Regel politisch definiertes Sprachgebiet mindestens für den öffentlichen Schriftverkehr verbindlich.

Das bedeutet letztlich, daß die Einstellung einer Varietät gegenüber und der Gebrauch einer Varietät zwar ineinander verschränkt sind, ohne jedoch unmittelbar aufeinander abbildbar zu sein. Die Sprecher können sich 'konvergent' oder 'divergent' verhalten, d.h. sie passen ihr Sprachverhalten an normative Kontexte an - oder auch nicht.

1.2 Ost-westdeutsche Identität

Die Transformationsforschung der letzten Jahre hat empirisch belegt, daß Identitätsfindungsprozesse im Deutschland der 90er Jahre von ostwestunterschiedener Spezifik sind. Die grundlegende These besteht darin, daß der westliche Teil recht ungebrochen die diesbezügliche bundesdeutsche Tradition kontinuiert, während sich der Ostteil genötigt sieht, eine spezifisch ostdeutsche Identität als Akt der Selbstbehauptung gegenüber dem Westen überhaupt erst auszubilden (Pollock 1998). Diese ostdeutsche Identität hat sich aufgrund der zunehmenden Selbstkategorisierung der Ostdeutschen in den 90er Jahren entwickelt. Weil Selbstkategorisierungen ein wesentliches Element nicht nur individueller, sondern auch sozialer Identitätsfindungsprozesse sind, wirken sie gleichzeitig sowohl konstitutiv für Gruppenbildungen als auch prägend für Beziehungen zwischen Gruppen, werden durch Vorurteile und Stereotypisierungen verstärkt und sind in diesem Falle verbunden mit z.T. zunehmender Distanzierung der Ostdeutschen von den Westdeutschen (wie die Befunde der in Meulemann (1998b) vereinigten Studien belegen). Die auf dieser Basis entstandene ostdeutsche Identität ist kein eindimensionales Phänomen, sondern umfaßt (1) sozialisatorisch bedingte Unterschiede in der Mentalität, in den Wertorientierungen und Verhaltensdispositionen zu den Westdeutschen (Wagner 1996), (2) eine Abgrenzungsidentität als Form der sich abgrenzenden Selbstbehauptung (Ritter 1996) sowie (3) ein inzwischen quasi a priori funktionierendes Ost-West-Wahrnehmungsraster (Fuchs 1995). Der erste Aspekt wird einiger Persistenz unterliegen, die beiden anderen dürften eher der Entwicklung der letzten Jahre geschuldet und damit durch sozialstrukturelle Positionsmerkmale evoziert sein.

Da die gemeinsame Sprache zu den wesentlich identitätsstiftenden Werten sozialer Gruppen gehört, ist nach ihrer Funktion bzw. ihrer Stellung bei dieser neuen, spezifisch ostdeutschen Identitätsfindung zu fragen ebenso wie nach der Bewertung des als fremd empfundenen Sprachgebrauchs der Out-Group. Aus sozialpsychologischer Perspektive haben sich Piontkowski et al. (1997) mit den kommunikativen Manifestationen ost-westdeutscher Identität(en) beschäftigt. Das wesentliche Ergebnis ihrer Studie besteht darin, belegt zu haben, daß sich zwar hoch signifikante Unterschiede zwischen West- und Ostdeutschen in ihrem kommunikativen Verhalten nachweisen lassen, daß deren Annäherungs- und Abgrenzungsverhalten aber nicht 'ost'- bzw. 'west'spezifisch festzumachen ist, sondern dieselben Wirkungsmechanismen zeigt wie jede andere hoch akzessible soziale Kategorie. Das bedeutet m.E. unter anderem, daß in Sprachgebrauch und Spracheinstellungen nachweisbare Unterschiede zwischen Ost und West nicht sozialisatorisch, sondern soziostrukturell und somit situativ bedingt sind und deshalb eher weniger änderungsresistent.

Es gibt keine zweite Stadt in Deutschland, in der in 40 Jahren entstandene Ost-West-Unterschiede so unmittelbar aufeinanderprallen wie in Berlin. Auf die Sprache bezogen bedeutet das, daß die berliner Sprachgemeinschaft mehrfach inhomogen ist. Es gibt die Inhomogenität, die sie mit allen anderen Sprachgemeinschaften teilt und die letztlich auf die soziale Stratifikation rückführbar ist. Es gab und gibt aber außerdem, auf einer Metaebene, einen deutlichen Unterschied zwischen der ostberliner Sprachgemeinschaft auf der einen und der westberliner Sprachgemeinschaft auf der anderen Seite. Dies betrifft den Stellenwert der städtischen Nonstandardvarietät, also des Berlinischen, als Kommunikationsmittel, und, unmittelbar damit verbunden, Einstellungen der Stadtvarietät und ihren Sprechern gegenüber.

2. Ergebnisse von Vorgängeruntersuchungen

Die Auswertung einer von Dittmar, Schlobinski & Wachs (1986) 1982 in Westberlin durchgeführten Fragebogenerhebung hatte ergeben, daß die berliner Sprachgemeinschaft in zwei signifikant unterschiedliche Kommunikationsgemeinschaften zerfällt, zu deren Beschreibung das 'Prestigemodell' für den westlichen Teil und das 'Solidaritätsmodell' für den östlichen Teil entwickelt wurden (Schlobinski 1987; Dittmar/Schlobinski 1988). Im Westteil der Stadt war der Gebrauch des Berlinischen deutlich negativ markiert; er signalisierte die soziale Stratifikation und wurde nicht nur von erfolgs- und aufstiegsorientierten Sprechern vermieden. Mit den eher negativen Einstellungen der westlichen Kommunikationsgemeinschaft der Stadtvarietät gegenüber korrespondierten deren restringierte Verwendung und auch die geringere Dialekttiefe des Berlinischen. Umgekehrt sicherte der Gebrauch der Standardvarietät Sozialprestige und fungierte als soziales Abgrenzungsmittel.

Positiv besetzt dagegen war der Gebrauch des Berlinischen im Ostteil der Stadt, worauf bereits 1981 die DDR-Linguisten H. Schönfeld und M. Peine hingewiesen hatten ("mit hauptstädtischem Prestige ausgestattet"). Die Verwendung des Berlinischen war nicht schichtenspezifisch begrenzt geschweige denn sozial abgrenzend, sondern fungierte im Gegenteil als wesentlich identifikationsstiftendes Moment für die Hauptstädter in Abgrenzung vom "Rest" der Republik, insbeson-

dere gegenüber Zugezogenen aus dem heutigen Land Sachsen. Auch der Kommunikationswert der Varietät war folglich ein höherer als im Westteil der Stadt, da das Akzeptanzspektrum weitaus breiter war.

Ein Großteil dessen, was die positive Besetzung des Berlinischen im Ostteil der Stadt ausmachte bzw. hervorrief, existiert heute nicht mehr. Die Lebenssituation der Ostberliner hat sich mit dem Anschluß der DDR an die BRD grundlegend verändert, aber auch die der Westberliner ist nicht mehr die von 1982. Daraus ergab sich als naheliegende Ausgangshypothese für jegliche weiteren Untersuchungen in Berlin, daß die östliche Kommunikationsgemeinschaft unter einen immensen Anpassungsdruck an das westliche Prestigemodell geraten ist, das den sprachlichen Markt in der gesamten Stadt klar dominiert. Gleichzeitig war aber auch zu fragen, ob Ausgleichs- oder Anpassungsprozesse ebenso in umgekehrter Richtung stattfinden, und überhaupt: Was eint, was trennt die Ostberliner und die Westberliner in ihrem Sprachbewußtsein, in ihren Spracheinstellungen und in ihrem Sprachverhalten?

3. Zum Untersuchungsdesign

1994 habe ich die erste Erhebungsstaffel einer Befragung mittels standardisierter Fragebogen durchgeführt, die sich mit genau diesen Fragestellungen auseinandersetzt. Weitere Querschnitte erfolgten 1996 und 1998.

Um eine partielle Vergleichbarkeit der Ergebnisse mit denen der 82er Studie zu gewährleisten, wurde für diese Befragung der Fragebogen, mit dem die Erhebungen damals in den westberliner Bezirken Wedding und Zehlendorf durchgeführt worden waren, modifiziert und den veränderten Kommunikationsverhältnissen in der Stadt angepaßt. Die gravierendsten Veränderungen ergaben sich daraus, daß es nun möglich ist, von vornherein vergleichende Untersuchungen in ganz Berlin durchzuführen und genauer zu fragen,

1. welcher Art die Unterschiede im Sprachverhalten und in den Spracheinstellungen von Ost- und Westberlinern sind,
2. wie Ost- und Westberliner den Sprachgebrauch in der jeweils anderen Stadthälfte wahrnehmen und beurteilen, und
3. ob und in welcher Weise sich, von den politischen Ereignissen von 1989 an initiiert, Veränderungen sowohl im Verhalten als auch in den Einstellungen vollziehen.

Befragt wurden insgesamt 876 Berlinerinnen und Berliner in den Stadtbezirken Zehlendorf, Wedding, Pankow und Prenzlauer Berg im Alter von 25-45 Jahren. Die Auswahl der Informanten erfolgte nach dem Zufallsprinzip.

Im Westteil wurden konsequenterweise wieder die Bezirke Wedding und Zehlendorf ausgewählt; im Ostteil Berlins Prenzlauer Berg und Pankow, um eine Vergleichbarkeit der Soziallage zu gewährleisten: Bei Pankow handelt es sich um ein, soweit dies im Osten überhaupt möglich ist, gutbürgerliches, mit Zehlendorf vergleichbares Wohnviertel; Prenzlauer Berg ist, wie der Wedding, ein traditioneller Arbeiterbezirk, wenn man auch einräumen muß, daß im Prenzlauer Berg nicht erst seit 1989, aber seitdem mit wieder verändertem Charakter, ein sozialer Umstrukturierungsprozeß zu beobachten ist.

Ausgewertet werden die Daten mittels verschiedener quantitativer und qualitativer statistischer Verfahren, die die Grundlage der soziolinguistisch-sozialwissenschaftlichen Interpretation bilden.

Der Befund, der zunehmend klarere Konturen gewinnt, ist der einer nach wie vor sprachlich geteilten Stadt. Stattfindende Veränderungen im Sprachverhalten und in den Spracheinstellungen, aber auch und gerade Veränderungen, die nicht stattfinden, sind partiell ost- bzw. westspezifisch festzumachen, und zwar so, daß sie die 'ererbten Spezifika' der ost- bzw. westberliner Sprachgemeinschaft einerseits tradieren und andererseits den veränderten Rahmenbedingungen entsprechend weiterentwickeln.

4. Sprachverhalten in Ost- und Westberlin²

4.1 Selbsteinschätzung des Sprachgebrauchs

Hinsichtlich der Selbsteinschätzung des Sprachgebrauchs der Befragten (Frage 1, s. Anhang) ergeben sich (bei $\alpha = 1\%$) keine signifikanten Unterschiede zwischen den Erhebungsstaffeln ($\text{Chi-Quadrat} = 6.0683$, $df = 2$, $p > 0.025$), aber, erwartungsgemäß und hoch signifikant, zwischen Ost- und Westberlinern ($\text{Chi-Quadrat} = 48.6571$, $df = 3$, $p < 0.001$) und zwischen den einzelnen Stadtbezirken ($\text{Chi-Quadrat} = 108.5286$, $df = 9$, $p < 0.001$).

² Im Detail dokumentiert und interpretiert sind die in diesem Abschnitt referierten Ergebnisse in Regener 2000.

	gesamt	ost	Pb	Pa	west	We	Ze
buv	37,4	49,7	45,6	54,7	27,2	38,8	16,7
hd	43,9	33,7	37,8	28,7	52,5	36,1	67,4
w.n.	3,9	3,5	5,1	1,7	4,2	7,0	1,6
beides	14,7	13,1	11,5	14,9	16,1	18,1	14,3

Pb = Prenzlauer Berg, Pa = Pankow, We = Wedding, Ze = Zehlendorf

buv (Berlin urban vernacular) = Berlinisch
 hd (Hochdeutsch) = Standardvarietät
 w.n. = weiß nicht
 beides = Wechsel zwischen Berlinisch und Standardvarietät

Tabelle 1: Antworten auf Frage 1: Sprechen Sie normalerweise berliner Dialekt oder Hochdeutsch? (in %)

Der über alle Staffeln vergleichsweise hohe Anteil von bekennenden Berlinisch-Sprechern in Ostberlin ist ein erstes Indiz dafür, daß die These vom Anpassungsdruck an das Prestigemodell, unter den die Ostberliner nach '89 geraten sind, in der zweiten Hälfte der 90er Jahre nicht mehr aufrechtzuerhalten ist: Der Gebrauch des Berlinischen geht nicht zurück, sondern bleibt stabil.

Gleichermaßen ist der über die Staffeln konstant bleibende Anteil von Berlinisch-Sprechern im Westteil der Stadt ein Indiz dafür, daß eine zweite These, und zwar die vom tendenziellen Dialektverlust der Westberliner, ebenfalls obsolet ist.

Als Standardvarietät-Sprecher ordnet sich über die Hälfte der Westberliner (52.5%) ein, aber nur ein Drittel der Ostberliner (33.7%).

Gestützt und gleichzeitig differenziert werden diese Ost-West-Unterschiede durch die Analyse der Anteile der Sprechergruppen in den verschiedenen Stadtbezirken. Deren Chi-Quadrat-Test ist wieder hoch signifikant (Chi-Quadrat = 108.5286, df = 9, p < 0.001).

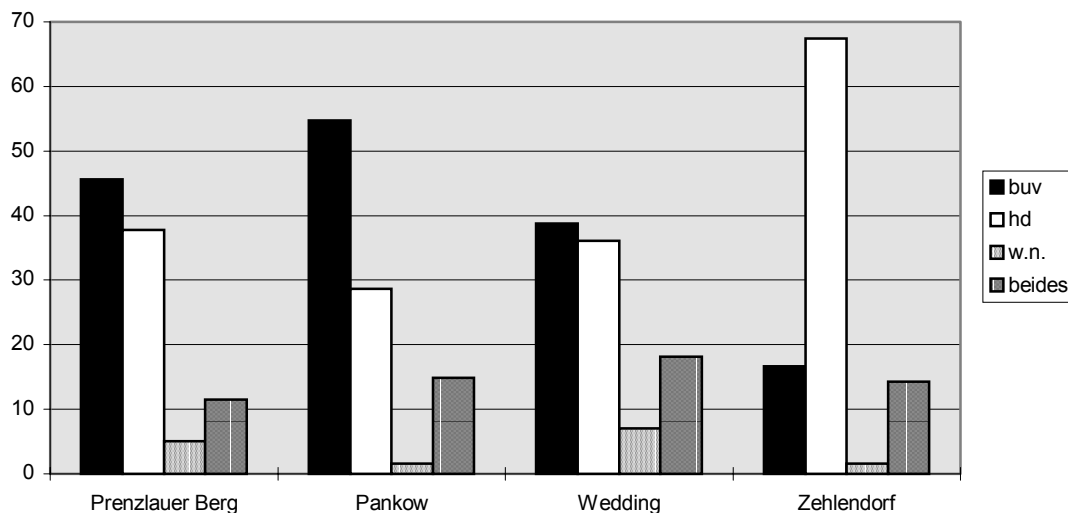


Abbildung 1: Anteile der Sprechergruppen in den Stadtbezirken

Der Westteil der Stadt hat die aufgrund der Sozialprestigehypothese erwarteten Antworten gegeben. Für den Ostteil hingegen bestätigt sich die Hypothese, daß das Berlinische unabhängig von der sozialen Stratifikation verwendet wird, eben weil es dort *nicht* möglich ist, eine Zuordnung zu regional definierbaren Soziallagen via Varietätengebrauch vorzunehmen. Außerdem scheint ein Nebenergebnis der Untersuchung darin zu bestehen, daß es sozial in Ostberlin so extrem unterschiedlich stratifizierte Stadtbezirke wie im Westteil der Stadt nicht gibt.

4.2 Kenntnis und Gebrauch ausgewählter berlinischer Lexik

Hinsichtlich der Kenntnisse ausgewählter berlinischer Lexik ergeben sich keine signifikanten Ost-West-Unterschiede; sehr wohl aber hinsichtlich der Gebrauchsintensität berlinischer Lexik überhaupt wie auch der Gebrauchsfrequenz der einzelnen Lexeme.

Der Prozentsatz der Ostberliner, die berlinische Lexik hoch frequent einsetzen, ist fast vier Mal so hoch wie der der Westberliner (7.3%/2%). Im Gegenzug verwenden nahezu doppelt so viele West- wie Ostberliner keine der abgefragten nichtstandardsprachlichen Lexik (41.8%/23.6%). Stadteinheitlich ist der Gebrauch nichtberlinspezifischer umgangssprachlicher Lexik (je ein Drittel der Befragten in Ost und West).

Spezifischer gefaßt werden können Unterschiede und Gemeinsamkeiten durch Latent-Class-Analysen (im folgenden: LCA³), in die die Selbsteinschätzung des Sprachgebrauchs sowie Alter, Geschlecht und Bildungsgrad der Informanten als unabhängige Variablen einbezogen wurden.

Diese LCA zeichnen folgendes Bild von den Nutzern der Stadt- bzw. der Standardvarietät:

1. In Ost wie auch in West sind es die jüngeren Leute, die weniger prestigebewußt sind und eher zu Verletzungen des standardorientierten Sprachkodexes neigen, wenn auch bzw. aber auf jeweils unterschiedlichen Ebenen:
 - Es sind die 25-35-jährigen, ziemlich gebildeten Ostberliner, die die Majorität der Berlinisch-Sprecher ausmachen. Die Majorität der 35-45-jährigen Ostberliner gehört zu den Umgangssprache-Sprechern.
 - In Westberlin hingegen machen die Jüngeren die Majorität der Umgangssprache-Sprecher aus, während die älteren Westberliner eine ausgesprochene Standardorientierung haben.
2. Der Bildungsgrad derjenigen Ostberliner, die berlinische Lexik verwenden, ist weitaus höher als der der Westberliner. Das belegt die These von der nicht sozial abgrenzenden, sondern eher identitätsstiftenden Funktion der Stadtvarietät im Ostteil der Stadt.
3. In den ostberliner Bezirken gibt es keine quantitativ oder gar sozial faßbare Gruppierung, die sich über den Gebrauch der Standardvarietät definieren ließe. Im Westteil hingegen gibt es eine entsprechende Gruppe, in die ein Drittel aller Westberliner gehört, die mehrheitlich älter sind und über eine mittlere Bildung verfügen⁴. Diese große Gruppe mit ausgeprägter Standardorientierung ist insofern für den Westteil der Stadt typisch, als ein Pendant unter den anderen sozialen Bedingungen im Ostteil gar nicht entstehen konnte: Zum einen wurde die Notwendigkeit standardsprachlicher Präsentation in der DDR eher unter- als überbewertet. Zum anderen, eng damit verbunden, fand auch die Konstruktion sozialer Scheinrealitäten nicht via standardnahen Sprachgebrauchs statt. Und zum dritten schließlich wurde standardnaher Sprachgebrauch in seinen sozialen Wirkungsmöglichkeiten folglich auch nicht so maßlos überschätzt wie in Teilen der westlichen Sprachgemeinschaft.

5. Einstellungsanalysen

Ost-west-spezifische Gemeinsamkeiten und Unterschiede lassen sich nicht nur auf der unmittelbar objektsprachlichen Ebene nachweisen, sondern gleichwohl in Einstellungen der Stadtvarietät gegenüber.

Zu dieser Einschätzung komme ich aufgrund der Analyse dreier thematisch geordneter Fragenkomplexe, zu denen ich ebenfalls LCA (Einzelfragen s. Anhang) durchgeführt habe:

- (1) Fragen zu Spracheinstellungen dem Berlinischen generell gegenüber,
- (2) Fragen zur wechselseitigen sprachlichen Beurteilung der Ost- und Westberliner, und
- (3) Fragen zu den Sozialkontakten, die zwischen Ost- und Westberlinern bestehen.

³ Die LCA (vgl. Lazarsfeld 1950; Goodman 1974) geht davon aus, daß die Verteilung der Einstellungsindikatoren in der Untersuchungspopulation (hier: der berliner Bevölkerung) nicht homogen ist, sondern eine Mischverteilung verschiedener, in sich homogener Klassen darstellt. Diese Klassen sind durch eine je typische Verteilung der Indikatoren charakterisiert, die mit manifesten Subpopulationen (hier: den Stadtbezirken in Ost- bzw. Westberlin) korreliert sein können, aber nicht notwendigerweise mit ihnen identisch sind. Man spricht deshalb von latenten Klassen. Die LCA und darauf aufbauende statistische Verfahren erlauben es, diese Klassen zu identifizieren und ihre Korrelation mit manifesten Merkmalen der Untersuchungspersonen sowie allfällige Entwicklungstendenzen über die verschiedenen Erhebungszeitpunkte hinweg empirisch darzustellen (methodisch im Detail dazu: Kempf 1994; zur Anwendung in der Soziolinguistik: Schmidt-Regener 1998b).

⁴ 55.8% der befragten Westberliner haben das Abitur abgelegt, aber nur 1.9% derjenigen, die in diese Gruppe gehören.

Den dritten, wenig linguistisch anmutenden Fragenkomplex habe ich hinzugenommen, weil er als Folie bzw. als Korrektiv für die Interpretation der Ost-West-Beurteilung fungieren muß.

5.1 Einstellungen der Stadtvarietät generell gegenüber⁵

In den Einstellungen dem Berlinischen generell gegenüber gibt es signifikante Unterschiede sowohl zwischen den drei Erhebungsstaffeln (Chi-Quadrat = 148.838, df = 82, p < 0.001) als auch zwischen Ost- und Westberlinern innerhalb der Staffeln (1994: Chi-Quadrat = 38.84, df = 3, p < 0.001; 1996: Chi-Quadrat = 136.45, df = 3, p < 0.001; 1998: Chi-Quadrat = 137.66, df = 3, p < 0.001).

Für alle drei Querschnitte ergibt sich jeweils eine Vierklassenlösung als adäquates Beschreibungsmodell. Die Klassen der einzelnen Staffeln sind bedingt miteinander vergleichbar.

Eine Klassencharakteristik, die sich in allen drei Staffeln substantiell unverändert nachweisen läßt, ist die der dem Berlinischen eindeutig ablehnend gegenüberstehenden. Diese Klasse verändert ihre Größe jeweils ziemlich dramatisch, und im Zusammenhang damit auch ein wenig ihr Profil. In der '94er Staffel ist sie mit 36% die größte Klasse, in der zwar im besonderen Westberliner, aber auch viele Ostberliner vertreten sind. 1996 gehören nur noch knapp 16% des Samples in diese Klasse, die gleichzeitig jedoch eine klar westdominierte Klasse geworden ist. Mit der Verkleinerung einhergegangen ist eine Radikalisierung der Ablehnung. Nach 1998 hin verdoppelt sich die Klasse wieder, ist immer noch westdominiert, aber nicht mehr so eindeutig wie 1996 und von zurückgenommenerer Reserviertheit als 1996. In allen drei Staffeln ist dies eine Klasse der Nichtberlinisch-Sprecher.

1994 gibt es eine der Stadtvarietät positiv gegenüberstehende Klasse (22.7% der Befragten), die eher von Ostberlinern dominiert wird. 1996 gibt es mit 29.8% eine etwas größere, gemäßiger berlinischfreundlich eingestellte Ost-West-Klasse, die 1998 wieder auf 20% zurückgeht und im Profil der '94er vergleichbar ist. Und es ist nicht überraschend, daß diese Klassen immer vorrangig von Berlinisch-Sprechern besetzt sind.

Die zweitgrößte Klasse der '94er Befragung (35.4%) ist eher eine Westklasse und in ihrer Positionierung nicht klar entschieden, hat aber eine leicht positive Tendenz. Nicht klar entschieden ist auch die drittgrößte Klasse der '96er Befragung (19.5%), die ebenfalls eher westdominiert ist, aber eine eher negative Positionierungstendenz aufweist. Jedoch ist sie nur noch nahezu halb so groß wie 1994. 1998 gibt es zwei Klassen, die in ihren Antworten zu nicht eindeutigen Positionen neigen. Es sind dies je eine große Ost- und eine kleine Westklasse (32.7%/15.1%), wobei der Trend zu situationsabhängigen und 'Weiß-nicht'-Antworten mit positiver Tendenz in beiden Klassen wieder verstärkt wird, in der Westklasse aber mit deutlich positiverer Ausrichtung. In diesen nicht klar positionierten Klassen finden sich in erster Linie Nichtberlinisch-Sprecher.

Die kleinste Klasse der '94er Befragung (5.9% des Samples) ist eine reine Ostklasse von ganz besonderem Profil: In dieser Klasse befinden sich nahezu ausschließlich Berlinisch-Sprecher, deren Antworten jedoch ein nicht mehr gewagtes Bekenntnis zur angestammten Varietät indizieren und die letztlich eher dem ablehnenden Spektrum zuzuordnen ist. Diese verunsicherte Ostklasse explodiert nach '96 regelrecht, und zwar durch Liberalisierung. In der '98er Staffel verschwindet sie völlig.

Insgesamt ist somit in Ost und West von '94 nach '96 eine Verunsicherung ablehnender wie zustimmender Positionierungen zu beobachten, von '96 nach '98 hingegen eine zunehmend positive Haltung der Stadtvarietät gegenüber. Dieser stadteinheitliche Trend zu einer berlinischfreundlicheren Einstellung ist je ost- bzw. westspezifisch festzumachen. Daß die Westberliner ein positiveres Verhältnis zur städtischen Umgangssprache gewinnen, hat einen Vorlauf in der Entwicklung von '94 nach '96 und äußert sich vorrangig in einer Verunsicherung der ablehnenden Position (Situationsabhängigkeit, 'weiß nicht', 'egal'), aber auch in der Zunahme der Akzeptanz. Die Ostberliner beginnen nach '96, genau diese Unsicherheit zu überwinden und ihre Fähigkeit zu klarer Positionsbestimmung zurückzugewinnen, was sich ganz massiv im Verschwinden der irritierten Berlinischsprecherklasse der beiden vorherigen Staffeln materialisiert und, damit verbunden, sowohl in der Zunahme der Akzeptanz als auch der Ablehnung, aber auch, paradoxerweise, in der Rückgewinnung neutral-freundlicher Positionierungen. Daß das namentlich beim Vergleich der '96er mit der '98er Staffel auffällt, ist gut kompatibel mit Befunden der neueren Sozialforschung, nach denen in der deutsch-deutschen Annäherungs- vs. Abgrenzungsgeschichte nach 1995 "etwas passiert"; d.h. die Annäherung wird aus der Ostperspektive durch Distanzierung ersetzt (Brunner/Walz 1998, Kaase/Bauer-Kaase 1998). Im konkreten Falle bedeutet das die Wiederentdeckung des Selbstidentifikationsmittels 'Stadtvarietät' durch die Ostberliner mit der Möglichkeit (1) sowohl der positiven als auch der negativen Positionierung zu diesem Identitätsmarker und (2) der *selbstbestimmten* Abgrenzung gegenüber denen, die nicht als dessen Träger wahrgenommen werden (dazu s. 5.2). Die Entwicklung, die die Westberliner durchlaufen, spie-

⁵ Im Detail dokumentiert und interpretiert sind die in diesem Abschnitt referierten Ergebnisse in Regener 2000.

gelt m.E. hingegen eher einen ganz normalen Rückbesinnungsprozeß auf positive Aspekte von ehemals bereits Vertrautem. Und dies ist sicher dem Kontakt mit dem der Stadtvarietät objektsprachlich wie auch von den Einstellungen her aufgeschlossener gegenüberstehenden Ostteil der Stadt geschuldet.

5.2 Wechselseitige Beurteilung des Sprachverhaltens in Ost- bzw. Westberlin

Die Fragen zur wechselseitigen Beurteilung des Sprachverhaltens in Ost- und Westberlin wurden für die einzelnen Erhebungsstaffeln getrennt analysiert, weil sich zwischen ihnen qualitative Unterschiede ergeben haben (Chi-Quadrat = 200.254, df = 110, p < 0.001).

Analysiert wurden die abhängigen Variablen aus den Fragen 15, 16, 17 und 20 (Fragen und Kodierschlüssel s. Anhang) zusammen mit den unabhängigen Variablen 'Wohnsitz in Ost- oder Westberlin' und 'Selbsteinschätzung des Sprachgebrauchs'.

5.2.1 Ergebnisse der ersten Erhebungsstaffel 1994

Analyse der Gesamtverteilungen

Die Gesamtverteilungen werden für Ost und West getrennt beschrieben, weil sich in den Klassen der LCA (s.u.) signifikante Ost-West-Unterschiede ergeben haben (Chi-Quadrat = 38.33, df = 3, p < 0.001).

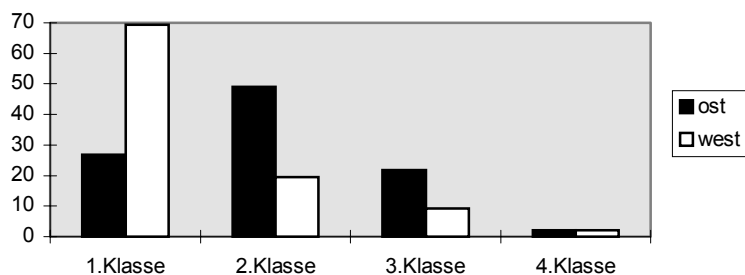


Abbildung 2: Verteilung der Ost- und der Westberliner auf die Klassen der LCA

		F01	F15	F16	F17	F20
	ostwest	buv	klang	grad	gefällt	akzep
0	1.000	0.452	0.488	0.024	0.036	0.036
1	0.000	0.548	0.298	0.262	0.250	0.536
2			0.214	0.476	0.238	0.226
3				0.238	0.476	0.202

Tabella 2: Gesamtverteilung Ost 1994: Antworten auf die Fragen zur wechselseitigen Beurteilung des Sprachverhaltens in Ost- und Westberlin

		F01	F15	F16	F17	F20
	ostwest	buv	klang	grad	gefällt	akzep
0	0.000	0.265	0.747	0.012	0.031	0.031
1	1.000	0.735	0.111	0.160	0.272	0.444
2			0.142	0.698	0.296	0.302
3				0.130	0.401	0.222

Tabella 3: Gesamtverteilung West 1994: Antworten auf die Fragen zur wechselseitigen Beurteilung des Sprachverhaltens in Ost- und Westberlin

74.7% der befragten Westberliner, aber nur 48.8% der Ostberliner nehmen wahr, daß die Stadtvarietät in der jeweils anderen Stadthälfte anders klingt als bei ihnen selbst. Im Gegenzug finden 29.8% der Ostberliner dies nicht, aber nur 11.1% der Westberliner. 14.2% der Ost- und 21.4% der Westberliner haben dazu keine Meinung. Daß in der anderen Stadthälfte merklich mehr bzw. weniger berlinert wird, finden 69.8% der West- und 47.6% der Ostberliner, d.h. sie

stellen graduelle Unterschiede in der Dialekttiefe fest. 26.2% (Ost) bzw. 16% (West) wissen dazu nichts zu sagen, und 23.8% der Ost- und 13% der Westberliner können keine Unterschiede feststellen. 47.6% der Ostberliner und 40.1% der Westberliner sind sich nicht darüber im klaren, ob ihnen der Sprachgebrauch in der jeweils anderen Stadthälfte zusagt. In Ostberlin bejahen 25% die Frage, und 23.8% verneinen sie. In Westberlin sagen 27.2% 'ja', und 29.6% 'nein'. 53.6% der Ost- und 44.4% der Westberliner wissen auch nicht zu sagen, ob die Akzeptanz des Berlinischen nach '89 gestiegen oder gesunken ist. 30.2% (West) bzw. 22.6% (Ost) meinen, sie habe zugenommen, und 22.2% (West) bzw. 20.2% (Ost) sagen das Gegenteil.

Beim Vergleich der Gesamtverteilungen fällt auf, daß die Antworten der Ostberliner in jedem Falle nivellierender, weniger Unterschiede wahrnehmend und dafür ausweichender sind als die der Westberliner. Stadteinheitlich ist der Anteil der 'Weiß-nicht'-Antworten auf die Fragen nach Gefallen und Akzeptanz vergleichsweise hoch. In Ostberlin ist es außerdem so, daß sich die positiv-negativ-Antworten zu einem Nullsummenergebnis neutralisieren, in Westberlin trifft dies nur für die Gefallensfrage zu. Bei diesen Positionierungs- bzw. direkten Einstellungsfragen ist also eine stadteinheitliche Zurückhaltung feststellbar.

Interpretation der LCA

Für 1994 ist das Vierklassenmodell das die Daten adäquat beschreibende.

		ostwest		F01	F15	F16	F17	F20
				buv	klang	grad	gefall	akzep
1. CL	0.510	*0*	0.167	0.269	0.996	0.008	0.016	0.000
		1	0.833	0.731	0.004	0.035	0.193	0.362
		2			0.000	0.940	0.408	0.301
		3				0.017	0.383	0.336
2. CL	0.274	*0*	0.567	0.251	0.549	0.000	0.000	0.000
		1	0.433	0.749	0.153	0.356	0.177	0.609
		2			0.298	0.380	0.153	0.278
		3				0.264	0.669	0.112
3. CL	0.125	*0*	0.552	0.637	0.002	0.065	0.064	0.065
		1	0.448	0.363	0.998	0.000	0.781	0.457
		2			0.000	0.250	0.076	0.372
		3				0.685	0.079	0.106
4. CL	0.091	*0*	0.352	0.477	0.000	0.045	0.180	0.267
		1	0.648	0.523	0.067	0.875	0.214	0.733
		2			0.933	0.080	0.188	0.000
		3				0.000	0.418	0.000

Tabelle 4: Ergebnisse der LCA

Die größte Klasse, in die 51% aller Befragten gehören, ist von Westberlinern und Nichtberlinisch-Sprechern dominiert (69.4% aller Westberliner sind in dieser Klasse und 27% der Ostberliner, vgl. Abb. 11.1), die ganz klar die Unterschiede im Klang des Berlinischen wie auch im Grad des Berlinerns zwischen Ost und West wahrnimmt. Ebenso klar drückt diese Klasse ihre Ablehnung des 'fremden' Sprachgebrauchs aus, und hinsichtlich der Akzeptanz des Berlinischen ist die Klasse eher der Meinung, sie habe abgenommen. Diese Klasse ist recht entschieden, und zwar entschieden reserviert.

Die zweite Klasse konstituieren 27.4% der Befragten. Sie ist von Ostberlinern und Nichtberlinisch-Sprechern dominiert (49.1% aller Ostberliner gehören in diese Klasse, vgl. Abb. 11.1). In den entschiedenen Antworten auf die Sachfragen (Klang, Grad) ist diese Klasse der ersten ähnlich; Unterschiede liegen im Ausprägtheitsgrad der vertretenen Meinung. Die Antworten auf die Frage nach dem Gefallen haben die höchste 'Weiß-nicht'-Quote aller Klassen; die zweithöchste haben die Antworten auf die Akzeptanzfrage. Auch diese Klasse zeigt eine gewisse Entschiedenheit, und zwar in den Antworten auf die Sachfragen, während sie ansonsten eine Tendenz zu nicht eindeutigen Antworten charakterisiert.

Die beiden kleinen Klassen spezifizieren dieses Nichtpositionieren jeweils. Die drittgrößte Klasse versammelt 12.5% aller Befragten. Es ist eher eine Ostklasse (21.8% der Ostberliner sind darin im Unterschied zu 9.1% der Westberliner, vgl.

Abb. 11.1) und eine der Berlinisch-Sprecher. Dies ist die Klasse der in den Sachfragen keine Unterschiede Wahrnehmenden mit positiver Grundeinstellung, in der es die größte Akzeptanz des Sprachverhaltens im anderen Stadtteil bzw. eine große Toleranz diesem gegenüber gibt. In dieser Klasse findet sich der höchste Prozentsatz derjenigen, die eine steigende Akzeptanz der Stadtvarietät bemerkt zu haben glauben.

Die kleinste Klasse umfaßt 9.1% der Befragten. Es ist dies eine Klasse mit ausgewogener Ost-West-Verteilung. Auch Berlinisch- und Nichtberlinisch-Sprecher sind in dieser Klasse gleich repräsentiert, und so findet sich das ausgeprägte Desinteresse bei beiden gleichermaßen, denn: Diese Klasse ist die der Indifferenten. Bei jeder Variable (außer bei der Gefallensfrage, die das Nullsummenergebnis der Gesamtverteilung spiegelt) hat die 'Weiß-nicht'-Antwort Werte von 73% an aufwärts.

1994 gibt es eine sehr entschiedene, reserviert-ablehnende Haltung dem in der jeweils anderen Stadthälfte beobachteten Sprachverhalten gegenüber, die in der ganzen Stadt zu finden ist, aber ganz besonders ausgeprägt in Westberlin. Diese Ablehnung resultiert aus der klaren Erkenntnis der Ost-West-Unterschiede. Im Ostteil ist es eher so, daß wahrgenommene Sachunterschiede nicht offen zur Abgrenzung herangezogen, sondern abwartend neutral zurückhaltend beurteilt werden. In Ost wie in West gibt es eine nicht sehr weit verbreitete gleichgültige Einstellung, und die positivste Haltung findet sich vorrangig unter Ostberlinern, die im wesentlichen Ost-West-Gleichheit in den Sachfragen festzustellen glauben.

5.2.2 Ergebnisse der zweiten Erhebungsstaffel 1996

Analyse der Gesamtverteilungen

Auch für 1996 werden die Gesamtverteilungen für Ost und West getrennt beschrieben, weil sich in den Klassen der LCA (s.u.) signifikante Ost-West-Unterschiede ergeben haben (Chi-Quadrat = 134.88, df = 3, p < 0.001).

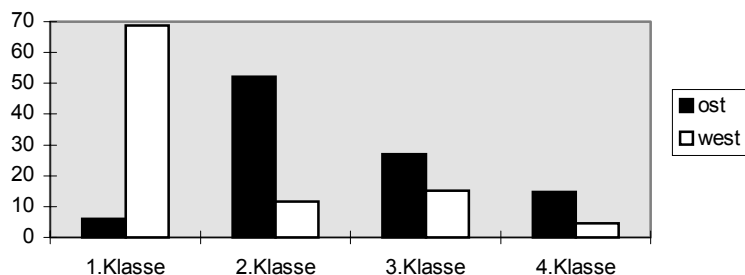


Abbildung 3: Verteilung der Ost- und der Westberliner auf die Klassen der LCA

		F01	F15	F16	F17	F20
	ostwest	buv	klang	grad	gefall	akzep
0	1.000	0.486	0.603	0.007	0.027	0.041
1	0.000	0.514	0.164	0.199	0.212	0.466
2			0.233	0.568	0.130	0.110
3				0.226	0.630	0.384

Tabelle 5: Gesamtverteilung Ost 1996: Antworten auf die Fragen zur wechselseitigen Beurteilung des Sprachverhaltens in Ost- und Westberlin

		F01	F15	F16	F17	F20
	ostwest	buv	klang	grad	gefall	akzep
0	0.000	0.256	0.733	0.000	0.000	0.029
1	1.000	0.744	0.093	0.128	0.267	0.512
2			0.174	0.791	0.372	0.291
3				0.081	0.360	0.169

Tabelle 6: Gesamtverteilung West 1996: Antworten auf die Fragen zur wechselseitigen Beurteilung des Sprachverhaltens in Ost- und Westberlin

73.3% der Westberliner und 60.3% der Ostberliner nehmen 1996 Unterschiede im Klang des Berlinischen in Ost und West wahr, 16.3% (Ost) bzw. 9.3% (West) tun dies nicht, und 23.3% (Ost) bzw. 17.4% (West) können sich nicht entscheiden. 79.1% der West- und 56.8% der Ostberliner bemerken auch Unterschiede in der Dialekttiefe zwischen beiden Stadthälften, 22.6% (Ost) bzw. 8.1% (West) sehen keine Unterschiede, und 19.9% (Ost) bzw. 12.8% (West) wissen es nicht. 63% der Ostberliner und 36% der Westberliner wissen auch nicht, ob ihnen der Sprachgebrauch in der anderen Stadthälfte gefällt. 37.2% der Westberliner geben zu, den Sprachgebrauch im Osten nicht zu mögen, aber nur 13% der Ostberliner tun gleiches für den Westteil. 21.2% der Ostberliner und 26.7% der Westberliner beantworten die Frage mit 'ja'. 51.2% (West) bzw. 46.6% (Ost) ziehen sich bei der Frage nach der Entwicklung der Akzeptanz des Berlinischen nach '89 auf die 'Weiß-nicht'-Antwort zurück; 38.4% der Ost- bzw. 16.9% der Westberliner meinen, sie habe abgenommen; 29.1% der West- und 11% der Ostberliner, sie habe zugenommen. Die hohe Quote der Ostberliner, die glauben, sinkende Akzeptanz der Stadtvarietät festgestellt zu haben, deutet auf einen durchaus wahrgenommenen Prestigeverlust der einstigen 'Hauptstadtvarietät' hin.

Überhaupt hat im Vergleich zu 1994 die Entschiedenheit in den Antworten der Ostberliner deutlich zugenommen mit einer Ausnahme: Die 'Ja'-Antworten auf die Gefallensfrage sind um fast 11% zurückgegangen und werden durch den Anstieg der 'Weiß-nicht'-Antworten kompensiert.

Auch im Westteil der Stadt sind die unentschiedenen Antworten leicht rückläufig, wenn auch nicht in dem Maße wie im Ostteil und ebenfalls mit einer Ausnahme: Die Unsicherheitsquote in den Antworten auf die Frage nach der Akzeptanz nimmt zu zulasten derjenigen, die sinkende Akzeptanz der Stadtvarietät festgestellt haben. Und: Der Anteil derjenigen, denen der Sprachgebrauch der Ostberliner nicht gefällt, steigt um fast 8%.

Interpretation der LCA

Auch die '96er Daten werden durch ein Vierklassenmodell optimal beschrieben.

			F01	F15	F16	F17	F20
		ostwest	buv	klang	grad	gefällt	akzep
1.CL	0.399	*0*	0.069	0.175	0.873	0.000	0.013
		1	0.931	0.825	0.054	0.011	0.460
		2		0.074	0.989	0.465	0.415
		3			0.000	0.231	0.112
2.CL	0.303	*0*	0.791	0.506	0.964	0.010	0.032
		1	0.209	0.494	0.016	0.058	0.130
		2		0.020	0.842	0.183	0.036
		3			0.090	0.687	0.590
3.CL	0.206	*0*	0.604	0.423	0.094	0.000	0.016
		1	0.396	0.577	0.101	0.671	0.164
		2		0.805	0.133	0.056	0.103
		3			0.196	0.764	0.075
4.CL	0.092	*0*	0.733	0.556	0.149	0.000	0.101
		1	0.267	0.444	0.851	0.000	0.519
		2		0.000	0.132	0.094	0.111
		3			0.868	0.286	0.306

Tabelle 7: Ergebnisse der LCA

Die größte Klasse der '96er Staffel wird von 39.9% der Befragten gebildet. Es ist *die* Westklasse, in die 68.7% der Westberliner gehören (vgl. Abb. 12.1) und die von Nichtberlinisch-Sprechern dominiert wird. Diese Klasse reflektiert die Ost-West-Unterschiede in den Sachfragen, gibt bipolare Antworten auf die Gefallensfrage und ist mehrheitlich der Auffassung, daß die Akzeptanz des Berlinischen zugenommen habe. Die Klasse ist also mit einer festen Meinung ausgestattet, ohne diese mit Reserviertheit oder gar Ablehnung zu verbinden.

Die zweitgrößte Klasse umfaßt 30.3% des Samples. In diese Klasse gehören 52.2% der Ostberliner (vgl. Abb. 12.1). Eine Dominanz von Berlinisch- oder Nichtberlinisch-Sprechern gibt es nicht. Bei den Sachfragen sind die Ergebnisse ähnlich

wie in der ersten Klasse; deutliche Unterschiede aber gibt es bei den Einstellungs- bzw. Positionierungsfragen. Bei der Gefallensfrage zieht sich die Klasse auf die 'Weiß-nicht'-Antwort zurück; was die Akzeptanz der Stadtvarietät betrifft, so ist sie ganz eindeutig der Meinung, sie habe abgenommen.

Die drittgrößte Klasse bilden 20.6% der Befragten. Es ist eher eine Ostklasse ohne Dominanz von Berlinisch- oder Nichtberlinisch-Sprechern. Es ist dies die 'Weiß-nicht'-Klasse des '96er Querschnitts.

Die kleinste Klasse wird von 9.2% der Befragten konstituiert. Dies ist eindeutig eine Ostklasse ohne Dominanz einer Varietät. Diese Klasse nimmt auf der objektsprachlichen Ebene keine Unterschiede zwischen Ost und West wahr, hat den höchsten Anteil derer, denen der Sprachgebrauch in der jeweils anderen Stadthälfte gefällt und hat eher abnehmende Akzeptanz des Berlinischen festgestellt.

Die Profile der '96er Klassen zeigen, daß es ein relativ deutlich ausgeprägtes neutrales Spektrum in den Positionierungsfragen gibt. Aus klarer Wahrnehmung der Differenzen in den Sachfragen baut sich keine Ablehnung des Sprachverhaltens in der jeweils anderen Stadthälfte auf: Der Westen positioniert sich klar, aber sowohl negativ als auch positiv; der Osten favourisiert Neutralität. Gleichermaßen in Ost wie in West gibt es eine gleichgültige Haltung, und der positive Pol des Spektrums ist von Ostberlinern belegt, die keine Unterschiede in den Sachfragen bemerken.

5.2.3 Ergebnisse der dritten Erhebungsstaffel 1998

Analyse der Gesamtverteilungen

Auch für 1998 werden die Gesamtverteilungen für Ost und West getrennt beschrieben, weil sich in den Klassen der LCA (s.u.) signifikante Ost-West-Unterschiede ergeben haben (Chi-Quadrat = 161.59, df = 4, p < 0.001).

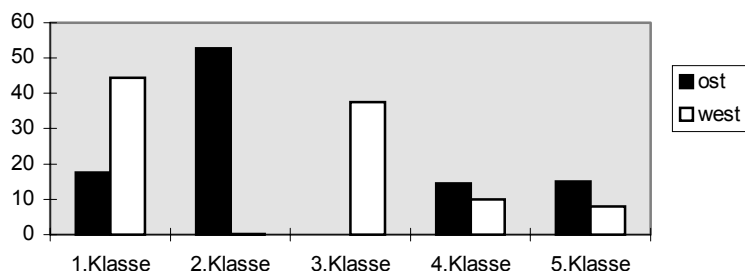


Abbildung 4: Verteilung der Ost- und der Westberliner auf die Klassen der LCA

F01	F15	F16	F17	F20		
	ostwest	buv	klang	grad	gefällt	akzep
0	1.000	0.542	0.476	0.006	0.018	0.018
1	0.000	0.458	0.196	0.196	0.232	0.506
2			0.327	0.619	0.143	0.143
3				0.179	0.607	0.333

Tabelle 8: Gesamtverteilung Ost 1998: Antworten auf die Fragen zur wechselseitigen Beurteilung des Sprachverhaltens in Ost- und Westberlin

	F01	F15	F16	F17	F20	
	ostwest	buv	klang	grad	gefällt	akzep
0	0.000	0.313	0.632	0.007	0.007	0.007
1	1.000	0.687	0.194	0.188	0.319	0.479
2			0.174	0.646	0.243	0.312
3				0.160	0.431	0.201

Tabelle 9: Gesamtverteilung West 1998: Antworten auf die Fragen zur wechselseitigen Beurteilung des Sprachverhaltens in Ost- und Westberlin

Unterschiede im Klang des Berlinischen in Ost und West stellen 63.2% der 1998 befragten Westberliner fest, aber nur 47.6% der Ostberliner. 19.6% der Ost- bzw. 19.4% der Westberliner tun dies nicht, und 32.7% (Ost) bzw. 17.4% (West) haben keine Meinung dazu. Graduelle Unterschiede in der Dialekttiefe bemerkt ein nahezu identischer Prozentsatz in West (64.6%) und Ost (61.9%). 17.9% (Ost) und 16% (West) finden keine Unterschiede, 19.6% (Ost) und 18.6% (West) wissen es nicht. 60.7% der Ost- und 43.1% der Westberliner sind sich nicht darüber im Klaren, ob ihnen der Sprachgebrauch in der jeweils anderen Stadthälfte zusagt; 23.2% der Ostberliner bejahen die Frage, und 14.3% verneinen sie; in Westberlin sagen 31.9% 'ja', und 24.3% 'nein'. 50.6% der Ost- und 47.9% der Westberliner können auch nicht sagen, ob die Akzeptanz der Stadtvarietät nach '89 gestiegen oder gesunken ist; 31.2% der West- und 14.3% der Ostberliner meinen ersteres, 33.3% der Ost- und 20.1% der Westberliner letzteres.

Außer bei den Antworten auf die Frage nach Unterschieden im Klang (Abnahme der 'Anders'-Antworten zugunsten der unentschiedenen Antworten) zeigt sich in dem ostberliner Ergebnis Kontinuität zu dem der '96er Staffel.

Auch für die Antworten der Westberliner ist im Vergleich mit den '96er Ergebnissen eine generelle Tendenz mit einer Ausnahme festzumachen: Die entschiedenen Antworten gehen zurück (bei der Gefallensfrage nimmt die negative Antwort um 13% ab); lediglich bei der Frage nach der Akzeptanz der Stadtvarietät gibt es keinen wesentlichen Unterschied zu 1996.

Interpretation der LCA

Für 1998 ist ein Fünfklassenmodell angemessen zur Beschreibung der Daten.

			F01	F15	F16	F17	F20
	ostwest	buv	klang	grad	gefall	akzep	
1.CL	0.300	*0*	0.316	0.461	0.687	0.000	0.011
		1	0.684	0.539	0.222	0.134	0.178
		2			0.091	0.693	0.162
		3				0.173	0.262
							0.187
2.CL	0.284	*0*	0.998	0.563	0.678	0.011	0.000
		1	0.002	0.437	0.067	0.000	0.122
		2			0.255	0.877	0.180
		3				0.111	0.698
							0.496
3.CL	0.173	*0*	0.000	0.149	0.792	0.000	0.000
		1	1.000	0.851	0.142	0.096	0.072
		2			0.066	0.884	0.440
		3				0.020	0.488
							0.238
4.CL	0.124	*0*	0.631	0.424	0.000	0.026	0.049
		1	0.369	0.576	0.000	0.907	0.105
		2			1.000	0.067	0.105
		3				0.000	0.742
							0.208
5.CL	0.118	*0*	0.689	0.501	0.099	0.000	0.058
		1	0.311	0.499	0.723	0.192	0.334
		2			0.178	0.105	0.000
		3				0.703	0.608
							0.071

Tabelle 10: Ergebnisse der LCA

Die größte Klasse der '98er Staffel wird von 30% der Befragten gebildet. Es ist eine Westklasse, in die 44.5% der Westberliner gehören (vgl. Abb. 13.1) und die weder von Berlinisch- noch von Nichtberlinisch-Sprechern dominiert wird. Die Klasse nimmt mehrheitlich Unterschiede zwischen Ost und West beim Klang und beim Grad des Berlinerns wahr. In dieser Klasse findet sich der höchste Prozentsatz derer, denen der Sprachgebrauch in der anderen Stadthälfte gefällt. Es ist dies somit die Klasse, die dem anderen Stadtteil am aufgeschlossensten und positivsten gegenübersteht, womit auch

das Ergebnis gut kompatibel ist, daß in dieser Klasse der höchste Prozentsatz derjenigen zu finden ist, die eine steigende Akzeptanz der Stadtvarietät nach '89 konstatieren.

Die zweitgrößte Klasse, in die 28.4% der Befragten gehören, ist in den Antworten auf die Sachfragen das Ostpendant zu Klasse 1 (52.7% aller Ostberliner gehören in diese Klasse, vgl. Abb. 13.1). Bei der Gefallensfrage jedoch zieht sich die Ostklasse wieder auf die 'Weiß-nicht'-Antwort zurück und ist mehrheitlich der Meinung, die Akzeptanz der Stadtvarietät habe abgenommen.

Die drittgrößte Klasse vereint 17.3% der Befragten, die ausschließlich in Westberlin wohnen und mit sehr großer Mehrheit Nichtberlinisch-Sprecher sind. Diese Klasse nimmt die Unterschiede zwischen Ost und West sehr klar wahr, mag den Sprachgebrauch in Ostberlin nicht und wagt sich kein Urteil über die Entwicklung der Akzeptanz des Berlinischen nach '89.

Die vierte Klasse (12.4% der Befragten) ist eher eine Ostklasse ohne Dominanz einer Varietät. Es ist dies die 'Weiß-nicht'-Klasse der '98er Befragung.

In die kleinste Klasse schließlich gehören 11.8% des Samples. In dieser Ostklasse befinden sich Berlinisch- und Nichtberlinisch-Sprecher gleichermaßen, die in den Sachfragen keine Unterschiede zwischen Ost- und Westsprache feststellen können, denen der Sprachgebrauch in der anderen Stadthälfte eher gefällt und die die Akzeptanzfrage nahezu ausschließlich ratlos zurückläßt.

1998 ist es so, daß eine aus klaren Sachurteilen gespeiste Ablehnung des Sprachgebrauchs in der anderen Stadthälfte nur in Westberlin zu finden ist. Die große Mehrheit der Berliner nimmt die Sachdifferenzen sehr wohl wahr. Die Westberliner verbinden dies mit einer ausgesprochen positiven Haltung, die Ostberliner wahren Neutralität. Die Materialisierung der generell unentschiedenen Antworten findet sich im Profil einer Ost(west)klasse; und diejenigen, die keine Unterschiede wahrnehmen, sind auch vorrangig im Ostteil zu suchen.

5.2.4 Vergleich der Erhebungsstaffeln

Im wesentlichen gibt es vier verschiedene Klassenprofile mit mehr oder minder großen Modifikationen in allen drei Erhebungsstaffeln.

Die größte Klasse des '94er Querschnitts ist in ihren Antworten klar entschieden und steht dem Sprachgebrauch in der jeweils anderen Stadthälfte ablehnend gegenüber. In dieser Klasse befindet sich die Majorität der Westberliner, aber auch ein Viertel der Ostberliner. 1996 gibt es eine gleichfalls klar entschiedene Klasse in gleicher Größe, die jedoch eine nahezu reine Westklasse geworden ist und die dem Sprachgebrauch in Ostberlin sowohl negativ als auch positiv gegenübersteht. Da sie die große Mehrheit der westberliner Nichtberlinisch-Sprecher umfaßt, ist es nicht überraschend, daß sie außerdem eine zunehmende Akzeptanz der Stadtvarietät nach '89 feststellt. 1998 sind aus dieser Klasse zwei geworden: Es gibt wieder eine entschieden-reservierte Westklasse, die aber etwas verunsichert und nicht einmal mehr halb so groß ist; und eine sehr große Westklasse, die dem Sprachgebrauch in der anderen Stadthälfte ausgesprochen positiv gegenübersteht (am positivsten in der '98er Staffel überhaupt) und die ihren Zuwachs dem Schrumpfen der 'Weiß-nicht'-Klasse verdankt.

Die zweitgrößte Klasse der '94er Erhebungsstaffel ist eine Ostklasse mit einer zwar eindeutigen, aber nicht ganz so entschieden vorgetragenen Meinung in den Sachfragen, die sich bei den Positionierungsfragen auf die 'Weiß-nicht'-Antwort zurückzieht. Ihre Größe bleibt nach '96 hin konstant, aber sie verändert ihr Profil erheblich: Die Antworten auf die Sachfragen werden ebenso entschieden wie die der Westklasse, und genauso eindeutig stellt sie sinkende Akzeptanz der Stadtvarietät nach '89 fest. Lediglich bei der Gefallensfrage bleibt es bei der 'Weiß-nicht'-Antwort. Nach 1998 kontiniert sie Charakter und Klassengröße.

Die Klasse, die in allen drei Staffeln keine Unterschiede zwischen Ost und West in den Sachfragen bemerkt, ist jeweils eine ihre Größe leicht variierende Ostklasse, die in den positiven Antworten auf die Gefallensfrage immer über dem Prozentsatz der Gesamtverteilung liegt, aber mit eindeutig fallender Tendenz. Die Frage nach der Akzeptanz wird in jedem Querschnitt anders beantwortet. 1994 und 1996 ist diese Klasse jeweils die der anderen Stadthälfte am positivsten gegenüberstehende.

Und schließlich gibt es noch die 'Weiß-nicht'-Klasse, die 1994 eine kleine gemischte Ost-West-Klasse ist, die 1996 sehr großen Zulauf bekommt, und zwar nicht nur, aber in erster Linie von Ostberlinern, die die entschieden-reservierte Klasse 1 verlassen. Nach 1998 hin wird diese Klasse wieder deutlich kleiner.

Wenn auch stadtseinheitlich ein Trend zu größerer Zurückhaltung bei den Einstellungs- bzw. Positionierungsfragen feststellbar ist, so ist es doch über alle Staffeln so, daß die Westberliner konstant die klareren entschieden Antworten geben als die Ostberliner, und zwar auf alle Fragen. Das ist ein Ergebnis, das ins gängige Ost-West-Klischee paßt, das die Ost-

deutschen generell als zaghafter, ausgleichender und unentschlossener als die Westdeutschen klassifiziert. Jedoch zeichnet sich auch bei den Ostberlinern eine Tendenz zu bipolaren Antworten ab.

Die die ganze Stadt '94 einende eher reservierte Grundeinstellung der anderen Stadthälfte gegenüber wird nach '96 zunehmend aufgegeben. Die Westberliner ergänzen ihre ablehnende Haltung um positive Positionierungen (unter Auslassung einer zwischenzeitlich mittigen Position), die nach '98 deutlich ausgebaut werden. Das impliziert, daß deutlich wahrgenommene Differenzen auch nicht mehr ablehnend funktionalisiert werden. Die Ostberliner werden entschiedener in den Sachantworten, behalten aber ihre Zurückhaltung bei der Akzeptanz des Sprachverhaltens der Westberliner bei (was sicher auch damit zusammenhängt, daß sie mehrheitlich der Meinung sind, die Akzeptanz ihrer identitätsstiftenden Stadtvarietät habe nach '89 abgenommen). Sie gestehen (sich) also zunehmend Ost-West-Unterschiede ein, ohne diese jedoch bewerten zu wollen.

Eine positive Einstellung dem in der anderen Stadthälfte wahrgenommenen Sprachverhalten gegenüber ist 1994/96 eher im Ostteil zu finden, 1998 dagegen ziemlich eindeutig im Westteil.

Dieser ostwestunterschiedene Befund, der durch die Resultate der LCA zu den Sozialkontakten zwischen Ost- und Westberlinern soziologisch untermauert wird (s. 5.3), bestätigt die Existenz einer Abgrenzungsidentität als eine der Dimensionen der in den 90er Jahren entwickelten eigenen ostdeutschen Identität (Pollack 1998) aus der soziolinguistischen Perspektive.

Die Ergebnisse der LCA zur gegenseitigen sprachlichen Beurteilung der Ost- und Westberliner erlauben folgende Interpretation:

1. Es gibt drei Grundeinstellungen in der Stadt: eine im Abnehmen begriffene skeptisch-reservierte Haltung gegenüber dem in der anderen Stadthälfte beobachteten 'fremden' Sprachverhalten, (bewußt) zurückhaltende, neutrale ('weiß nicht', 'gleich') und positive Positionsbestimmungen.
2. Diese Haltungen sind in Ost- und Westberlin gleichermaßen, jedoch in je unterschiedlichen graduellen Ausprägungen und Entwicklungen zu finden.
3. Die westberliner Ergebnisse verweisen eindeutig auf einen Trend zur positiven Positionierung; die ostberliner Ergebnisse hingegen deuten eher auf Verunsicherung hin.
4. Die ins Auge springende Tendenz der *ganzen* Stadt zur Neutralität in Positionierungsfragen läßt vermuten, daß die Bewohner der Stadt sich ihrer sensiblen Lage durchaus bewußt sind und vorschnelle Urteile bzw. die Rekapitulation von Vorurteilen vermeiden wollen. Möglicherweise ist deshalb auch ein Teil der 'Weiß-nicht'-Antworten eine versteckte Ablehnung, denn Zustimmung kann in jedem Fall klar artikuliert werden und wird es wohl auch.

5.3 Ost-West-Sozialkontakte⁶

Mit diesen Gesamtergebnissen sind die der Analyse der Ost-West-Sozialkontakte sehr gut korrelierbar. Der Vergleich der '94er Gesamtverteilungen offenbart tiefe Differenzen zwischen Ost und West: Nahezu die Hälfte der Ostberliner meint, bereits Freunde in der gesamten Stadt gefunden zu haben (die auch besucht werden) im Unterschied zu einem Viertel der Westberliner mit gleicher Aussage. Ebenso ist der Prozentsatz der Ostberliner, die oft bzw. sehr oft in den Westteil der Stadt fahren, deutlich höher als der der Westberliner, die den Weg in die umgekehrte Richtung antreten. 1996 ist auffallend, daß die Westberliner ihre freundschaftlichen Beziehungen in den anderen Teil der Stadt ausgebaut haben, während die der Ostberliner deutlich zurückgegangen sind. Ebenso hat die Intensität der Aufenthalte der Ostberliner im Westteil der Stadt abgenommen, während die der Westberliner in umgekehrter Richtung konstant geblieben ist. 1998 haben sich die Gesamtverteilungen Ost und West relativ angenähert. Differenzen gibt es nach wie vor bei der Aufenthaltsfrequenz: Die Ostberliner fahren häufiger in die andere Stadthälfte als die Westberliner.

Nimmt man nun die Ergebnisse der LCA für die einzelnen Staffeln hinzu, bei der es wieder signifikante Unterschiede sowohl zwischen den Erhebungsstaffeln (Chi-Quadrat = 162.866, df = 82, p < 0.001) als auch zwischen Ost und West in den jeweiligen Klassen der LCA gibt (1994: Chi-Quadrat = 245.78, df = 3, p < 0.001; 1996: Chi-Quadrat = 244.37, df = 3, p < 0.001; 1998: Chi-Quadrat = 201.08, df = 3, p < 0.001), so lassen sich deutlich ostwestunterschiedene Entwicklungslinien konturieren.

Über den gesamten Erhebungszeitraum hin sind je eine Ost- und eine Westklasse sehr stark präsent, die wenig Interesse haben, den ehemals fremden Teil der Stadt kennenzulernen. Unterschiede bestehen jedoch jeweils im Grad der Reserviertheit: die der Westberliner ist ausgeprägter, die der Ostberliner (etwas) moderater. Die Größe der Klassen schwankt

⁶ Im Detail dokumentiert und interpretiert sind auch die in diesem Abschnitt referierten Ergebnisse in Regener 2000.

stadteinheitlich: Sie sind 1996 am größten und 1998 am kleinsten, jedoch befindet sich in jeder Staffel die Majorität der Befragten in ihnen. Die Vergrößerung der ablehnenden Westklasse von '94 nach '96 geht einher mit einer Zurücknahme der radikal ablehnenden Haltung. Diese gemäßigttere Haltung wird nach '98 beibehalten. Das Profil der desinteressierten Ostklasse verändert sich von '94 nach '96 nicht, sie wird 1998 etwas liberaler.

Für den '94er Querschnitt charakteristisch sind zwei der jeweils anderen Stadthälfte aufgeschlossenen gegenüberstehende Klassen. Und auch hier bestehen wieder Unterschiede im Ausprägungsgrad des Interesses: Die ostberliner Klasse befindet sich dichter am Extrempunkt des positiven Spektrums. Diese interessierte Ostklasse halbiert sich nach '96, ohne ihr Profil zu verändern. Sie gibt ab sowohl an die reservierte Ostklasse als auch an eine neuentstehende gemäßigt interessierte Klasse, die zwar westdominiert ist, in die aber auch Ostberliner gehören.

1998 ist die interessierte Ostklasse nicht nur wieder etwas größer, sondern auch im Profil zur Betonung der privaten Kontakte hin verschoben und hat auch einige Westberliner aufgenommen. Die zweite interessierte, westdominierte Klasse ist ebenfalls größer geworden und definiert sich vorrangig über beruflich-touristische Interessen in der anderen Stadthälfte.

Als Fazit aus der Analyse der Sozialkontakte zwischen Ost- und Westberlinern ergibt sich, daß in der gesamten Stadt nach wie vor eine eher desinteressierte Haltung der anderen Stadthälfte gegenüber die vorherrschende ist, auch wenn die Entwicklung von '96 nach '98 darauf hoffen läßt, daß diese Haltung rückläufig ist. In Ost wie in West nimmt der Grad der Reserviertheit ab. Der Grad der Interessiertheit intensiviert sich nicht gleichermaßen, sondern bleibt mit klassenspezifischen Modifikationen relativ konstant.

Die Ergebnisse der Analyse der Ost-West-Sozialkontakte stützen die der wechselseitigen sprachlichen Beurteilung bzw. erklären sie sogar partiell, denn mit der ablehnenden Haltung gegenüber dem Sprachgebrauch in der anderen Stadthälfte korreliert Unkenntnis des 'Fremden' und Desinteresse am 'Fremden'. Dies ist eine nach wie vor stadteinheitlich beunruhigend verbreitete Einstellung, auch wenn es graduelle Unterschiede und quantitative wie qualitative Entwicklungstendenzen dabei gibt. Die ost- und die westberliner Ergebnisse dokumentieren zwar nicht unterschiedliche, aber in unterschiedlicher Stärke existierende Trends. Die Westberliner verlassen ihre ablehnende Klasse in stärkerem Maße als die Ostberliner: 1998 gehört erstmals ein höherer Anteil der Ostberliner in die ablehnende Ostklasse als Westberliner in die entsprechende Westklasse. Und dies scheint, bei allem generellen Zurückgehen einer reservierten Haltung, doch ein Indiz für den Rückzug der Ostberliner aus versuchter Überanpassung zu sein.

6. Resümee

In der Gesamtschau aller Ergebnisse ergibt sich folgendes Bild von sprachlich gestützten Identitätsfindungsprozessen in Berlin am Ende der 90er Jahre:

1. Die These vom sinkenden Kommunikationswert der Stadtvarietät ist obsolet. Im Ostteil der Stadt bleibt der Gebrauch des Berlinischen auf relativ hohem Niveau stabil; im Westteil ist der tendenzielle Dialektverlust der letzten Jahrzehnte gestoppt, der Gebrauch des Berlinischen stabilisiert sich auf niedrigerem Niveau.
2. Damit einher geht ein stadteinheitlicher Trend zur positiveren Einstellung der Stadtvarietät generell gegenüber, der jedoch für Ost und West unterschiedlich zu spezifizieren ist: Die westberliner Sprachgemeinschaft gibt ihre extremer ablehnenden Positionen z.T. auf, und zwar zugunsten vorrangig neutraler, aber auch direkt positiver Positionierungen. Die ostberliner Sprachgemeinschaft verläßt genau diese für die Nach-Anschlußzeit charakteristischen neutralen Positionen, um sich entschiedener zu artikulieren.
3. Es existiert nach wie vor ein deutliches und auch deutlich wertendes Differenzbewußtsein zwischen Ost und West hinsichtlich des Gebrauchs und der Bewertung der Stadtvarietät. Darin spiegeln sich m.E. die differenten soziokulturellen Entwicklungen, die die beiden Stadthälften in der Zeit ihrer Teilung durchlaufen haben. Wenn diese Hypothese richtig ist, dann resultieren Spracheinstellungen eher aus situativen als aus allgemeinen Wertorientierungen sozialer Gruppen.
4. Die im Sprachverhalten wahrgenommenen Unterschiede werden mehrheitlich auf die Sprecher in der jeweils anderen Stadthälfte distinktiv projiziert.
5. Generell beobachtbar sind zwei Tendenzen:
Zum einen existiert ein stadteinheitlicher Hang zu Unbestimmtheit, Nicht-Festlegen-Wollen, Unentschiedenheit, vor allem bei Bewertungsfragen.
Zum anderen nehmen auch eindeutig positive oder negative Positionierungen zu.

6. Auch diese beiden Tendenzen sind für Ost bzw. West spezifisch zu differenzieren:
Die westberliner Sprachgemeinschaft scheint zwar gefestigter in ihren Haltungen, Einstellungen, Werten und Urteilen als die ostberliner und deshalb änderungsresistenter oder auch konservativer. Dennoch gibt es eine Bewegung hin zu positiverer Interessiertheit am Ostpendant. Diese westberliner Entwicklung reflektiert die Normalität eines an seinem Beginn von Vorurteilen und Stereotypen belasteten Kennenlern- und Annäherungsprozesses. Die ostberliner Sprachgemeinschaft ist einerseits in ihrem Selbstverständnis relativ verunsichert und irritiert worden. Das materialisiert sich in einer hohen Unsicherheitsquote in den Antworten (Situationsgebundenheit, 'weiß nicht'). Andererseits gewinnt sie aber zunehmend ihre Entscheidungsfähigkeit zurück, wobei beide Pole des Positiv-Negativ-Spektrums bedient werden. Diese ostberliner Entwicklung reflektiert die Normalität eines an seinem Beginn von übergroßen Erwartungen belasteten Kennenlern- und Annäherungsprozesses, der u.a. wegen dieser Überfrachtung partiell in Abgrenzung umschlägt.
7. Die empirisch nachweisbaren Unterschiede sowohl im Sprachverhalten als auch in den Spracheinstellungen zwischen Ost und West indizieren deutlich, daß die berliner Sprachgemeinschaft am Ende der 90er Jahre nach wie vor inhomogen ist.
Aufgrund einer Zwischenauswertung von Ergebnissen der beiden ersten Querschnitte (Schmidt-Regener 1998a, 1998b, 1998c) hatte der Schluß nahegelegen, daß die Beschreibung über 'Solidaritäts'- vs. 'Prestigemodell' die veränderten Bedingungen nicht mehr adäquat abbildet, daß die Ostberliner dem über den sprachlichen Markt ausgeübten Anpassungsdruck - notwendigerweise selbstverständlich - zunehmend nachgeben und daß die Westberliner jedenfalls etwas von der Stigmatisierung des Berlinischen abrücken; daß also ein softes Prestigemodell die gemeinsame sprachliche Zukunft der Stadt beschreiben könnte.
Diese Annahme wird durch die dritte Erhebungsstaffel nicht bestätigt. Die bis jetzt vorliegende Auswertung der Daten legt den Schluß nahe, daß die Ostberliner einen Teil ihres Selbstbewußtseins und damit auch ihrer sprachlichen Autonomie zurückgewinnen, weil sie ihre eigene Sprache - zunehmend wieder - als einen der zentral identitätsstiftenden Werte wahrnehmen bzw. entdecken und auch dringend brauchen.
Die Westberliner gewinnen tatsächlich ein entspannteres, aber dennoch von dem der Ostberliner um Welten entferntes Verhältnis zum nichtprestigebesetzten Sprachgebrauch und, unmittelbar damit verbunden, zur nichtprestige-trächtigen Stadtvarietät.

Literatur

- Bauer, Petra (1991). Politische Orientierungen im Übergang: eine Analyse politischer Einstellungen der Bürger in West- und Ostdeutschland. 1990/91. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 43, 433-453.
- Bourdieu, Pierre (1977). Was sprechen heißt. In: Bourdieu, Pierre (1993). *Soziologische Fragen*. Ffm.: Suhrkamp, 91-106.
- Bourdieu, Pierre (1978). Der sprachliche Markt. In: Bourdieu, Pierre (1993). *Soziologische Fragen*. Ffm.: Suhrkamp, 115-130.
- Bourdieu, Pierre (1987). Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Ffm.: Suhrkamp.
- Braun, Michael (1993). Ideologie oder objektive Lage? Anmerkungen zur Interpretation von Unterschieden und Ähnlichkeiten in den Einstellungen von Ost- und Westdeutschen. *ZUMA-Nachrichten* 32: 7-21.
- Brunner, Wolfram; Walz, Dieter (1998). Selbstidentifikation der Ostdeutschen 1990-1997. Warum sich die Ostdeutschen zwar als Bürger zweiter Klasse fühlen, wir aber nicht auf die 'innere Mauer' treffen. In: Meulemann, Heiner (ed.), *Werte und nationale Identität im vereinten Deutschland*. Opladen: Leske & Budrich, 229-250.
- Dittmar, Norbert; Schlobinski, Peter (eds.) (1988). *Wandlungen einer Stadtsprache. Berlinisch in Vergangenheit und Gegenwart*. Berlin: Colloquium.
- Dittmar, Norbert; Schlobinski, Peter; Wachs, Inge (eds.) (1986). *Berlinisch. Studien zum Lexikon, zur Spracheinstellung und zum Stilrepertoire*. Berlin: Berlin Verlag Arno Spitz.
- Fuchs, Peter (1995). *West-östlicher Divan: zweischneidige Beobachtungen*. Ffm.
- Giles, Howard; Hewstone, Miles; Ryan, Ellen; Johnson, Patricia (1987). Research on Language Attitudes. In: Ammon, Ulrich; Dittmar, Norbert; Mattheier, Klaus J. (eds.), *Soziolinguistik. Erster Halbband*. Berlin; New York: de Gruyter, 585-597.
- Goodman, L.A. (1974). Exploratory Latent Structure Analysis using both Identifiable and Unidentifiable Models, *Biometrika* 61, 215-231.
- Kaase, Max; Bauer-Kaase, Petra (1998). Deutsche Vereinigung und innere Einheit 1990-1997. In: Meulemann, Heiner (ed.), *Werte und nationale Identität im vereinten Deutschland*. Opladen: Leske & Budrich, 251-267.
- Kempf, Wilhelm (1994). Towards an Integration of Quantitative and Qualitative Content Analysis in Propaganda Research. *Diskussionsbeiträge der Projektgruppe Friedensforschung Konstanz*, Nr. 27.

- Lazarsfeld, P.F. (1950). Logical and mathematical foundations of Latent Structure Analysis. In: Stouffer, S.A., L. Guttman, E.A. Suchman, P.F. Lazarsfeld, S.A. Star und J.A. Clausen (eds.): Studies in Social Psychology in World War II, Vol. IV. Princeton/N.Y.: Princeton University Press.
- Meulemann, Heiner (1998). Wertunterschiede zwischen West- und Ostdeutschland - Fakten und Erklärungsmöglichkeiten. In: Meulemann, Heiner (ed.), Werte und nationale Identität im vereinten Deutschland. Opladen: Leske & Budrich, 7-21.
- Peine, Margit; Schönfeld, Helmut (1981). Sprachliche Differenzierung und ihre Bewertung. In: Hartung, Wolfdietrich; Schönfeld, Helmut (eds.), Kommunikation und Sprachvariation. Berlin: Akademie-Verlag, 214-258.
- Piontkowski, Ursula; Öhlschlegel-Haubrock, Sonja; Hölker, Paul (1997). Annäherung oder Abgrenzung? Ergebnisse einer Längsschnittstudie zur Wirksamkeit der Ost-West-Kategorie, *Zeitschrift für Soziologie* 26, 128-138.
- Pollack, Detlef (1998). Ostdeutsche Identität - ein multidimensionales Phänomen. In: Meulemann, Heiner (ed.), Werte und nationale Identität im vereinten Deutschland. Opladen: Leske & Budrich, 301-318.
- Regener, Irena (2000). Kontinuität, Anpassung, Selbstbehauptung. Zum Verhältnis zwischen tradierten Unterschieden und neuen Abgrenzungsidentitäten in der berliner Sprachgemeinschaft der 90er Jahre. Diskussionsbeiträge der Projektgruppe Friedensforschung Konstanz, Nr. 48. Online: <http://www.ub.uni-konstanz.de/serials/kempf.htm>.
- Ritter, Claudia (1996). Politische Identitäten in den neuen Bundesländern: Distinktionsbedarf und kulturelle Differenzen nach der Vereinigung. In: Wiesenthal, Helmut (ed.), Einheit als Privileg: vergleichende Perspektiven auf die Transformationsforschung Ostdeutschland. Ffm; New York, 141-187.
- Ros, Maria (1984). Speech Attitudes to Speakers of Language Varieties in a Bilingual Situation, *International Journal of the Sociology of Language* 47: 73-90.
- Schlobinski, Peter (1987). Stadtsprache Berlin. Eine soziolinguistische Untersuchung. Berlin; New York: de Gruyter.
- Schmidt-Regener, Irena (1998a). Language Attitudes in the Berlin Speech Community after the Fall of the Wall in 1989. Diskussionsbeiträge der Projektgruppe Friedensforschung Konstanz, Nr. 40. Online: <http://www.uni-konstanz.de/ZE/Bib/vv/wra/kempf/psychlist.htm>.
- Schmidt-Regener, Irena (1998b). Von der Akzeptanz des Berlinischen, von Liberalisierungstendenzen und Berührungängsten. Spracheinstellungen in der berliner Sprachgemeinschaft nach 1989. In: Reiher, Ruth; Kramer, Undine (eds.), Sprache als Mittel von Identifikation und Distanzierung. Ffm; Berlin; Bern; New York; Paris; Wien: Peter Lang, 153-185.
- Schmidt-Regener, Irena (1998c). Distanz und Nähe. Soziolinguistische Aspekte deutscher Identität(en) nach 1989. In: Kempf, Wilhelm; Schmidt-Regener, Irena (eds.), Krieg, Nationalismus, Rassismus und die Medien. Münster: LIT, 181-194.
- Wagner, Wolf (1996). Kulturschock Deutschland. Hamburg.

Anhang

Fragebogen: Sprachverhalten in der berliner Sprachgemeinschaft (Auszüge)

Die Zahlen hinter den Klammern der Antwortkategorien sind der Kodierschlüssel für die Identifizierung der Ergebnisse der LCA zur wechselseitigen Beurteilung des Sprachverhaltens, die in den Tabellen im Text (s. Tab. 2-10) dokumentiert sind. Für die unabhängige Variable 'Wohnsitz in Ost- oder Westberlin' gilt die Festlegung:

Prenzlauer Berg/Pankow	0
Wedding/Zehlendorf	1

Eröffnungsfrage:

F01. Sprechen Sie normalerweise Berliner Dialekt oder Hochdeutsch?		
Berliner Dialekt	()	0
Hochdeutsch	()	1
weiß nicht	()	1
('Berliner Dialekt' & 'Hochdeutsch' markiert)		1

zu 5.1: Einstellungen der Stadtvarietät gegenüber

F03. Hören Sie den Berliner Dialekt gern?		
ja, immer	()	
das kommt auf die Situation an	()	
nein	()	
weiß nicht	()	

- F06. Falls Sie (und sei es auch nur gelegentlich) Berliner Dialekt sprechen: Bemühen Sie sich, nicht (so stark) zu berlinern?
 ja, immer
 das kommt auf die Situation an
 nein
- F09. In den Programmen der Berliner Radiosender sprechen die Moderatorinnen und Moderatoren so gut wie kein Das ist
 in Ordnung so
 manchmal irgendwie schade
 sehr schade
 mir egal
- F10. Würden Sie Ihren Kindern den Berliner Dialekt beibringen?
 ja
 nein
 weiß nicht
- F11. Finden Sie es wichtig, Hochdeutsch sprechen zu können?
 ja
 nein
 in bestimmten Situationen
 weiß nicht

zu 5.2: Wechselseitige Ost-West-Beurteilung

- F15. Klingt der Berliner Dialekt bei Ostberlinern anders als bei Westberlinern?
 ja 0
 nein 1
 weiß nicht 2
- F16. Finden Sie, daß die Leute in dem für Sie "anderen Teil" Berlins mehr oder weniger berlinern als in "Ihrer" Stadthälfte?
 mehr 2
 gleich stark 3
 weniger 2
 weiß nicht 1
 k. A. 0
- F17. Gefällt es Ihnen, wie die Leute im anderen Teil der Stadt sprechen?
 ja 1
 nein 2
 weiß nicht 3
 k. A. 0
- F20. Glauben Sie, daß die Akzeptanz des Berlinischen nach '89 in ganz Berlin eher zu- oder abgenommen hat?
 eher zugenommen 2
 eher abgenommen 3
 weiß nicht 1
 k. A. 0

zu 5.3: Ost-West-Sozialkontakte

- F14. Verteilt sich Ihr Freundes- und Bekanntenkreis über das gesamte Stadtgebiet?
 ja
 nein, ist vornehmlich im Ostteil der Stadt
 nein, ist vornehmlich im Westteil der Stadt
- F23. Wie oft fahren Sie in Ihrer Freizeit in den anderen Teil der Stadt?
 sehr oft
 oft
 gelegentlich
 selten
 sehr selten
 nie
- F24. Was tun Sie dort hauptsächlich? (Mehrfachnennungen möglich)
 einkaufen
 Kulturelles
 ausgehen
 Besuche bei Freunden
 Sonstiges

F27. In welchem Stadtbezirk arbeiten Sie?

- verschiedene (Ost & West)
- arbeitslos
- Ostberlin
- Westberlin

()
()
()
()

Zur Autorin: Irena Regener, Dr. phil., Germanistin. Schwerpunkte: Soziolinguistik, Geschichte der sprachwissenschaftlichen Germanistik. Veröffentlichungen u.a.: „Krieg, Nationalismus, Rassismus und die Medien“ (gemeinsam mit Wilhelm Kempf, Münster: Lit, 1998); Selbstidentifikation via Varietätengebrauch. Sprachverhalten und Spracheinstellungen in der berliner Sprachgemeinschaft der 90er Jahre. Linguistik online 7, 3/00.

Adresse: Lehderstraße 61, D-13086 Berlin (www.regener-online.de). e-mail: IrenaRegener@aol.com

Ilhan Kizilhan (Villingen-Schwenningen)

Konflikte und Konfliktlösungen in patriarchalischen Gemeinschaften am Beispiel der Solidargruppen in Ostanatolien

Patriarchalische Gesellschaften verfügen über eine komplexe Struktur mit verinnerlichten Prozessen, die Jahrhunderte überdauern können. Für Individuen in einer derartigen Gesellschaft sind diese Prozesse und Regeln manchmal so verinnerlicht, dass sie in bestimmten Situationen und Konstellationen beginnen, automatisch zu handeln, ohne dass ihnen bewusst ist, weshalb sie sich gerade in dieser Situation so und nicht anders verhalten. Gerade bei Konflikten zwischen einem Individuum und einer Gruppe werden diese automatisierten Verhaltens- und Handlungsprogramme aktiviert. Die kollektiven Gesellschaften mit starken patriarchalischen Strukturen verfügen vermehrt über automatisierte Verhaltensweisen und Regeln, die historisch in der Gruppe entwickelt worden sind. Prozesse der Kontrolle oder Überprüfung und Neubewertung von Situationen sind weniger ausgeprägt oder finden wieder automatisiert in dem vorgegebenen Rahmen der patriarchalischen Strukturen statt.

In diesem Beitrag werden am Beispiel von patriarchalischen Solidargruppen in Ostanatolien die Konflikte, aber auch mögliche Konfliktlösungen diskutiert. Zur Konfliktlösung ist eine genaue Information über Regeln, Rituale, Zeremonien und historische Gegebenheiten der jeweiligen Gruppe Grundvoraussetzung, um z.B. Schlichtungen oder Lösungen zu ermöglichen. Geringe Kenntnisse dieser Strukturen, Verhaltens- und Handlungsprogramme können die Konflikte verschärfen und zu verheerenden Folgen führen. So ist es durchaus möglich, eine Blutrachetat nach bestimmten Regeln zu schlichten. Bei falschen Konfliktlösungsstrategien kann die Folge jedoch z.B. ein erneuter Krieg zwischen zwei Stämmen sein. Daher werden wir zunächst die Gesellschaftsstruktur genauer diskutieren und dann auf die möglichen Konfliktlösungen eingehen. Zu den Solidargruppen in Ostanatolien zählen sowohl Türken, Kurden, Iraner als auch Araber, aber auch ethnische und religiöse Gruppen, wie z.B. Yeziden, Aleviten, Assyrer, Ahl-Haqs, etc.. D.h. diese Solidargruppen haben trotz unterschiedlicher ethnischer Herkunft und Religion sehr ähnliche Strukturen. Dort, wo sie sich unterscheiden, werden wir genauer darauf eingehen.

Es muß aber noch unbedingt darauf hingewiesen werden, dass sich nicht jedes Individuum aus Ostanatolien an diese Regeln halten muss oder hält. Auch die Gesellschaft dort hat sich durch die Globalisierung und neue Kommunikationsnetzwerke verändert. Die unten beschriebene Konstellation trifft vor allem in den ländlichen Gebieten noch zu und stellt ein theoretisches Konstrukt mit praktischer Relevanz dar.

[Volltext \(in Deutsch\)](#)

Zum Autor: Ilhan Kizilhan, Dr. rer. soc., Dipl. Psych., Institut für Friedensforschung - Mittlerer Osten, Autor zahlreicher Studien zu ethnischen Minderheiten im Mittleren Osten, Wissenschaftlicher Berater für mehrere Kliniken in Deutschland zur Transkulturellen Psychiatrie/Psychologie, psych. Sachverständiger, Psychotherapeut. Veröffentlichungen u.a.: "Die Yeziden. Eine anthropologische und sozialpsychologische Studie über die kurdische Gemeinschaft" (Frankfurt/M.: medico international, 1997); "Zwischen Angst und Aggression. Kinder im Krieg" (Bad Honnef: Horlemann, 2000). e-mail: IlhanKizilhan@t-online.de

Ilhan Kizilhan (Villingen-Schwenningen)

Conflicts and conflict solutions in patriarchal communities using the example of solidarity groups in Eastern Anatolia

Patriarchal societies dispose of a complex structure with internalized processes which can persist for centuries. For individuals in such a society these processes and rules are sometimes so internalized that they begin to act automatically without their being aware of why they are behaving in one way and not another in a particular situation. It is particularly in conflicts between an individual and a group that these automatic behavioral and action programs are activated. Collective societies with strong patriarchal structures dispose of many automatic behavioral modes and rules which have developed historically in the group. Processes of control or checking and the re-evaluation of situations are less marked or occur in an automatic form in the pre-given frame of the patriarchal structures.

This contribution discusses conflicts and also possible conflict solutions using as an example patriarchal solidarity groups in East Anatolia. A precondition of conflict solving is precise information on the rules, rituals, ceremonies and historical givens of the respective group in order, e.g., to facilitate mediation or resolution. Limited knowledge of these structures, behavioral and action programs can intensify conflicts and have devastating consequences. Thus it is quite possible to mediate an act of blood revenge by following specific rules. However, using the wrong conflict solution strategies can lead to renewed war between two tribes.

Therefore we will first discuss social structure in greater detail and then delve into possible conflict solutions. The solidarity groups in East Anatolia include not just Turks, Kurds, Iranians and Arabs, but also ethnic and religious groups such as, e.g., Yezides, Alevites, Assyrians, Ahl-Haqs, etc. This means that these solidarity groups have very similar structures despite different ethnic origins and religions. We will go into detail on the aspects in which they differ.

It must, however, be pointed out that not every individual from East Anatolia must or does abide by these rules. Society there has also changed due to globalization and new communication networks. The below-described constellation still applies above all to rural areas and represents a theoretical construct with practical relevance.

[full text \(in German\)](#)

On the author: Ilhan Kizilhan, Dr. rer. soc., Dipl. Psych., Institut für Friedensforschung -Mittlerer Osten, author of numerous studies of ethnic minorities in the Middle East, scientific advisor for several clinics in Germany for trans-cultural psychiatry/psychology, psychological expert, psychotherapeutic publications, inter alia: "Die Yeziden. Eine anthropologische und sozialpsychologische Studie über die kurdische Gemeinschaft" (Frankfurt/M.: medico international, 1997); "Zwischen Angst und Aggression. Kinder im Krieg" (Bad Honnef: Horlemann, 2000). e-mail: IlhanKizilhan@t-online.de

Ilhan Kizilhan (Villingen-Schwenningen)

Konflikte und Konfliktlösungen in patriarchalischen Gemeinschaften am Beispiel der Solidargruppen in Ostanatolien

Abstract: Patriarchal societies dispose of a complex structure with internalized processes which can persist for centuries. For individuals in such a society these processes and rules are sometimes so internalized that they begin to act automatically without their being aware of why they are behaving in one way and not another in a particular situation. It is particularly in conflicts between an individual and a group that these automatic behavioral and action programs are activated. Collective societies with strong patriarchal structures dispose of many automatic behavioral modes and rules which have developed historically in the group. Processes of control or checking and the re-evaluation of situations are less marked or occur in an automatic form in the pre-given frame of the patriarchal structures.

This contribution discusses conflicts and also possible conflict solutions using as an example patriarchal solidarity groups in East Anatolia. A precondition of conflict solving is precise information on the rules, rituals, ceremonies and historical givens of the respective group in order, e.g., to facilitate mediation or resolution. Limited knowledge of these structures, behavioral and action programs can intensify conflicts and have devastating consequences. Thus it is quite possible to mediate an act of blood revenge by following specific rules. However, using the wrong conflict solution strategies can lead to renewed war between two tribes.

Therefore we will first discuss social structure in greater detail and then delve into possible conflict solutions. The solidarity groups in East Anatolia include not just Turks, Kurds, Iranians and Arabs, but also ethnic and religious groups such as, e.g., Yezides, Alevites, Assyrians, Ahl-Haqs, etc. This means that these solidarity groups have very similar structures despite different ethnic origins and religions. We will go into detail on the aspects in which they differ.

It must, however, be pointed out that not every individual from East Anatolia must or does abide by these rules. Society there has also changed due to globalization and new communication networks. The below-described constellation still applies above all to rural areas and represents a theoretical construct with practical relevance.

Kurzfassung: Patriarchalische Gesellschaften verfügen über eine komplexe Struktur mit verinnerlichten Prozessen, die Jahrhunderte überdauern können. Für Individuen in einer derartigen Gesellschaft sind diese Prozesse und Regeln manchmal so verinnerlicht, dass sie in bestimmten Situationen und Konstellationen beginnen, automatisch zu handeln, ohne dass ihnen bewusst ist, weshalb sie sich gerade in dieser Situation so und nicht anders verhalten. Gerade bei Konflikten zwischen einem Individuum und einer Gruppe werden diese automatisierten Verhaltens- und Handlungsprogramme aktiviert. Die kollektiven Gesellschaften mit starken patriarchalischen Strukturen verfügen vermehrt über automatisierte Verhaltensweisen und Regeln, die historisch in der Gruppe entwickelt worden sind. Prozesse der Kontrolle oder Überprüfung und Neubewertung von Situationen sind weniger ausgeprägt oder finden wieder automatisiert in dem vorgegebenen Rahmen der patriarchalischen Strukturen statt.

In diesem Beitrag werden am Beispiel von patriarchalischen Solidargruppen in Ostanatolien die Konflikte, aber auch mögliche Konfliktlösungen diskutiert. Zur Konfliktlösung ist eine genaue Information über Regeln, Rituale, Zeremonien und historische Gegebenheiten der jeweiligen Gruppe Grundvoraussetzung, um z.B. Schlichtungen oder Lösungen zu ermöglichen. Geringe Kenntnisse dieser Strukturen, Verhaltens- und Handlungsprogramme können die Konflikte verschärfen und zu verheerenden Folgen führen. So ist es durchaus möglich, eine Blutrache nach bestimmten Regeln zu schlichten. Bei falschen Konfliktlösungsstrategien kann die Folge jedoch z.B. ein erneuter Krieg zwischen zwei Stämmen sein.

Daher werden wir zunächst die Gesellschaftsstruktur genauer diskutieren und dann auf die möglichen Konfliktlösungen eingehen. Zu den Solidargruppen in Ostanatolien zählen sowohl Türken, Kurden, Iraner als auch Araber, aber auch ethnische und religiöse Gruppen, wie z.B. Yeziden, Aleviten, Assyrer, Ahl-Haqs, etc.. D.h. diese Solidargruppen haben trotz unterschiedlicher ethnischer Herkunft und Religion sehr ähnliche Strukturen. Dort, wo sie sich unterscheiden, werden wir genauer darauf eingehen.

Es muß aber noch unbedingt darauf hingewiesen werden, dass sich nicht jedes Individuum aus Ostanatolien an diese Regeln halten muss oder hält. Auch die Gesellschaft dort hat sich durch die Globalisierung und neue Kommunikationsnetzwerke verändert. Die unten beschriebene Konstellation trifft vor allem in den ländlichen Gebieten noch zu und stellt ein theoretisches Konstrukt mit praktischer Relevanz dar.

1. Strukturen von Solidargruppen in Ostanatolien

Die ostanatolische Gesellschaft gliedert sich in untereinander konkurrierende Stämme (sing. Asiret), die sich jeweils aus mehreren, ebenfalls z.T. miteinander konkurrierenden Sippen (sing. Qabile) zusammensetzen; die Sippen bestehen aus mehreren Großfamilien (sing. Mal), diese sind in mehrere Kleinfamilien (sing. Xane) aufgefächert. Der Zusammenhang der einzelnen soziologischen Gruppen untereinander wird durch eine gemeinsame Genealogie konstruiert, d.h. durch die Abstammung des Stammes, der Sippen, der Großfamilien und der Kleinfamilien von je einem gemeinsamen Stammvater in absteigender Deszendenz.

Das soziologische Zentrum der Gesellschaft ist die Kleinfamilie (Haushalt, Xane). An ihrer Spitze steht der Haushaltsvorstand, der Vater, oder bei seiner Abwesenheit der älteste Sohn; nur der Haushaltsvorstand wird als wirtschaftlich oder politisch rechtsfähig betrachtet. Der Haushalt wird als Solidargruppe aufgefasst. Rechtseinheit ist der Haushalt, nicht das Individuum, das zu einem Haushalt gehört. Das Individuum ist nur insofern Rechtsperson, als es Mitglied eines Haushaltes ist, in dem es bestimmte Rechte besitzt, ebenso wie ihm bestimmte Pflichten obliegen. Bei Konflikten wird der Angriff auf ein Mitglied des Haushaltes als Angriff auf den gesamten Haushalt als ideale Einheit betrachtet, ebenso wie Verfehlungen eines Mitgliedes eines Haushaltes als Verfehlungen des gesamten Haushaltes betrachtet werden.¹

Die Rechtseinheit des Haushaltes wird über den Begriff der Ehre (namus) konstruiert; sowohl nach innen wie nach außen organisiert sich das Leben der Kleinfamilie um Existenz und Bewahrung der Ehre, die nach innen und außen in erster Linie durch den Haushaltsvorstand repräsentiert wird. Das Innenleben der Familien stellt sich dar als Anerkennung (Rûmet) und Kontrolle der Ehrenhaftigkeit, ihr Außenleben als Repräsentation der Ehre. Diese Repräsentation folgt allerdings unterschiedlichen Verhaltensmustern, die in ihrer jeweiligen Ausformung von der sozialen Stellung des Partners abhängig sind, dem gegenüber die Ehre demonstriert wird. Verletzung der Ehre wird als Angriff oder Beleidigung der gesamten Familie betrachtet, ebenso ist die Verteidigung der Ehre Aufgabe aller Familienmitglieder. Wesentlich ist, dass die Ehre immer als körpergebunden betrachtet wird; Verletzung der Ehre ist gleichsam identisch mit einem Angriff auf die Körperlichkeit, die daher im Idealfall nur mit einem Angriff auf die Körperlichkeit des Ehrverletzers ausgeglichen werden kann. Als Besitzer, Bewahrer und Verteidiger der Ehre ist jedes Familienmitglied mit seinem Körper für die Ehre seiner Familie (Xane), bzw. Sippe/Stamm (Asiret) verantwortlich und steht mit seinem Körper für die Bewahrung und Verteidigung der Ehre ein.

Die Positionen in der Kleinfamilie z.B. resultieren nicht nur aus ökonomischen Bedingungen, sondern auch aus sozialer und politischer Unterordnung, unter die Ehre, die nach außen und nach innen generell vom Haushaltsvorstand repräsentiert wird. Dieses Referenzsystem löst sich auch bei der Gründung von Dependancen nur selten, und wenn, dann nur langsam auf.

In den traditionellen kurdischen und auch in den yezidischen Familien sind die Frauen die Verkörperung der Ehre im engeren Sinne. Ausweis der Frauenehre und der Familienehre ist die sexuelle Unversehrtheit der Frau, d.i. die Keuschheit vor der Ehe und die Treue in der Ehe. Die gesamte Rechtseinheit der Familie, vertreten durch den Haushaltsvorstand als Oberhaupt der Familie, ist in erster Instanz verantwortlich für die Bewahrung der Frauenehre.

Den Söhnen der Familie fällt die Aufgabe zu, die Stärke der Familie zur Bewahrung der Ehre und die Wehrhaftigkeit zur Verteidigung der Ehre zu demonstrieren. Der Wunsch, viele Söhne zu haben, hat auch mit Stärke und Macht zu tun. Je mehr männliche Personen in einer Familie und in einem Stamm vorhanden sind, desto eher ist eine Verteidigung der Ehre möglich, und die Gefahr einer möglichen Ehrverletzung wird damit auch verringert.

Im Auftreten in der Familie und in der transfamiliären Öffentlichkeit haben sich die Söhne ihrer Rolle entsprechend zu verhalten; sie haben Selbstbewusstsein und Mut zu zeigen, gleichzeitig aber auch eine überaus hohe Empfindlichkeit als Ausdruck ihrer Wachsamkeit bei der Erfüllung ihrer Rolle.

Wießner (1996) schreibt zum Rechtsdenken der einzelnen soziologischen Gruppen: „Von den Familien bis hin zu den Stämmen ist nicht die ‚Gesellschaft‘, sondern der konkrete Andere der Bezugspunkt. Alle Rechte und Verpflichtungen sind bilateral; sie organisieren sich als Verhältnisse zwischen Schuldern und Gläubigern. Diese Verhältnisse werden durch Gabentausch begründet; Gaben sind dabei sowohl ideelle Güter (Erziehung, ideeller Beistand durch Anwesenheit bei Repräsentationsakten etc.) wie auch materielle Güter unterschiedlicher Art. Die Verpflichtungen des Schuldners sind im Idealfall allumfassend und können vom Gläubiger jederzeit eingeklagt werden. Von diesem Rechtsdenken her gesehen, erscheint die Organisation der Familie, aber auch die Organisation einer Dorfgemeinschaft idealer als ein Netz von Reziprozitätsbeziehungen bei gegenseitigem Wahren der Ehre.“

Die Organisation einer Dorfgemeinschaft in einem Netz von Reziprozitätsbeziehungen, in dem die einzelnen Familien von den Postulaten beherrscht werden, ihre Ehre zu wahren und zu verteidigen und gleichzeitig durch ein innerfamiliäres und

¹ Vgl. dazu Wießner (1996), van Brunissen (1982).

transfamiliäres Tauschsystem die ökonomische und politische Stellung der Familie zu stärken, ist auch im Diskurs der Dorfbewohner zu erkennen. Vorherrschend ist die offizielle und repräsentative Rede, die auch im Gebrauch der Namen zwischen den Gesprächspartnern und an der Vermeidung bestimmter Themen (z.B. Frauen) zu erkennen ist. In dieser Rede wird Ehre demonstriert und gleichzeitig die eigene Person als potentieller Tauschpartner angeboten. Diese Rede ist in der Regel affirmativ, nicht analytisch. Von ihr zu unterscheiden ist die inoffizielle Rede, in der z.B. zur Bezeichnung von Personen Spitznamen verwendet werden können; diese vor allem von den Frauen geübte Rede ist der „Klatsch“ oder „das Gerücht“; sie dient bei sozialen Randgruppen als ein Mechanismus zur sozialen Kontrolle.

Konflikte zwischen den soziologischen Gruppen sind innerhalb der traditionellen Gesellschaft Ostanatoliens vorprogrammiert. Infolge der schwierigen wirtschaftlichen, sozialen und politischen Verhältnisse, in denen diese traditionellen Gesellschaften auch in der Gegenwart noch weithin leben, führt die Konstruktion von Reziprozitätsbeziehungen zu einer Instabilität der gesamten Gesellschaft. Der ständige Versuch, die Stellung der Stämme und die den Stämmen untergeordneten sozialen Abhängigkeitsbeziehungen innerhalb der eigenen Gruppe zu stärken (z.B. durch Heiratsregeln) und zu Gliedern anderer Gruppen zu entwickeln mit dem Ziel, die konkurrierenden Gruppen zu schwächen, führt zu einer permanenten Instabilität der Solidargemeinschaften und damit fast automatisch zu Konflikten.

Konflikte entstehen in der Regel, wenn die Ehre einer soziologischen Gruppe entweder aus ihr selbst heraus (z.B. Beschädigung der Ehre der Familie durch eine Frau der Familie) oder von außen beeinträchtigt wird (z.B. Frauenraub und Diebstahl, deren Erfolg die Unfähigkeit der zur Verteidigung verpflichteten Glieder der betroffenen Familie offenbart). Die Wiederherstellung der Ehre ist nach der Rechtsauffassung der traditionellen ostanatolischen Gesellschaften nur möglich durch einen Ausgleich, in dem der entstandene Schaden getilgt und durch eine zusätzliche Leistung des Schädigers die Ehre wiederhergestellt wird. Die Herausforderung durch die Handlung des Schädigers wird angenommen und durch eine Gegenforderung beantwortet. Diese Verpflichtung steht jedoch in Spannung zur ökonomischen und sozialen Vernunft. Daher sind die betroffenen sozialen Gruppen sehr oft darum bemüht, den faktischen Schaden so zu begrenzen, dass eine Eskalation vermieden und gleichzeitig die Ehre öffentlich wiederhergestellt wird.

1.1 Familienstruktur

Das oberste Erziehungsziel ist die An- und Einpassung des Kindes in das in der Familie vorherrschende Autoritätsgefüge. Dementsprechend ist das praktische Erziehungsverhalten der Eltern von der Notwendigkeit geprägt, Kinder zum Gehorsam zu erziehen. Im Mittelpunkt stehen zum einen die Reaktion auf Befehl und Anweisung, zum anderen, und dies macht die Reaktion erst möglich, Respekt und Achtung vor dem Ranghöheren. Achtung ist in seinen Äußerungsformen an die Einhaltung bestimmter formalisierter Verhaltensweisen – insbesondere gegenüber dem Vater – gebunden, wie z.B. vor den Älteren nicht zu rauchen und vor allem nicht zu widersprechen. Die Nichteinhaltung bestimmter formalisierter Verhaltensweisen wird als Achtungslosigkeit seitens des Kindes, als fehlende Autorität des Vaters, der ein solches Verhalten duldet, interpretiert.

In seiner Position als Haushaltsvorstand hat der Vater unter anderem die Aufgabe, das Verhalten der übrigen Familienmitglieder zu kontrollieren und seine Kinder bei ungebührlichem Verhalten zu bestrafen.

Die Familienstruktur ist gekennzeichnet durch eine patriarchalisch- hierarchische Rangordnung, Achtung und Respekt. Jedes Mitglied hat darin seine Rolle und eine Rollenzuweisung. Diese unterliegen bestimmten Regeln und Vorschriften. Eine Grenzverletzung des Rolleninhabers wird entsprechend gemäßregelt.

Alle Familienbeziehungen und Verhaltensweisen der einzelnen Familienmitglieder orientieren sich am Vorrang und der Autorität des Vaters und an einer von allen anerkannten familiären Rangordnung, die sich aus dem Geschlecht, dem Alter und der verwandtschaftlichen Position innerhalb der Großfamilie ergibt. Danach nimmt der Vater den obersten Rang ein, er genießt die höchste Autorität innerhalb der Familie, und diese Position trägt auch zu seinem Ansehen außerhalb der Familie bei. Die zweite Stelle innerhalb der Familienhierarchie nimmt der älteste Sohn ein. In der weiteren Rangfolge schließen sich vor den Töchtern die Söhne an.

Die Respektierung der Autorität des Vaters zeigt sich nicht nur in der Unterwerfung unter die Entscheidungen des Vaters, sondern auch im Verbot, unaufgefordert in Anwesenheit des Vaters zu sprechen, im Beisein des Vaters, eines älteren Bruders oder Onkels zu rauchen, und im Recht des Vaters, über alle Einnahmen der Familienmitglieder zu verfügen und bei der Brautwahl mitzuwirken.

Gehorsam gegenüber dem ältesten männlichen Mitglied der Familie – in der Regel ist es der Vater, nach seinem Tod oder seiner Abwesenheit kann diese Autorität auf den ältesten Sohn übergehen – spielt eine zentrale Rolle. Auf Grund von Talent und Persönlichkeit haben in Ausnahmefällen auch Söhne oder Frauen, die nicht die ältesten Söhne oder Töchter waren, den Haushaltsvorstand übernommen. Dies ist aber eher die Ausnahme als die Regel.

1.2 Kurzer Exkurs zum Ehrbegriff

Die Ehre (Namus) des Mannes ist kurz nach der Heirat und später noch einmal, wenn seine Töchter heiratsfähig werden, am verletzlichsten. Die Ehefrau stellt die größte Gefahr für die Ehre des Mannes dar, da sie es ist, welche die Ehre am nachhaltigsten ruinieren kann. Die Ehre des Mannes ist angegriffen, wenn eine unerlaubte Überschreitung der Grenze seines Besitzes stattfindet, wenn es zu einer Annäherung eines anderen Mannes an die ihm zugehörigen Frauen kommt oder wenn er oder ein Angehöriger seiner Familie verbal oder physisch angegriffen werden. Mit dem Ehrbegriff des Mannes wird Männlichkeit, Stärke, Selbstbewusstsein und die Fähigkeit, die Frauen seiner Familie davon abzuhalten, ihre Ehre aufs Spiel zu setzen, assoziiert.

Der Begriff der Ehre (Namus) bei der Frau bezieht sich vor allem auf die Sexualität. Namus kann nicht erworben werden. Eine Frau kann nur Namus besitzen oder diese beflecken. Für die Frau gebietet der Ehrbegriff Keuschheit, sexuelle Enthaltsamkeit bis zur Ehe, Beschränkung ihrer sexuellen Beziehung auf die Ehe, das heißt, eheliche Treue.

Seref (Sheref) - die Ehre des Mannes in öffentlichen Beziehungen: Der Begriff Seref wird für Männer benutzt. Seref besitzen fast ausschließlich Männer, da dieser Wert in den öffentlichen und politischen Beziehungen eine Rolle spielt, welche die Männer unterhalten. Sie bezieht sich auf die Stellung des Mannes innerhalb der Gesellschaft.

Männer begegnen sich als Repräsentanten ihrer Familien und damit ihrer Ehre. Ein Mann hat die Aufgabe, seine Ehre zu verteidigen. Verliert zum Beispiel eine Frau ihren „Ruf“, so ist der Mann dafür verantwortlich in dem Sinne, dass er nicht auf sie aufpassen konnte. Damit wird seine Ehre angetastet.

Kizilhan (1995) berichtet, dass „die Unverletzbarkeit der sexuellen Würde eines Menschen eine der wesentlichen Normen in der kurdischen Gesellschaft ist. Dies gilt für Männer und Frauen, für letztere aber ... in ganz besonderer Weise. Angriffe auf die sexuelle Integrität eines Menschen bedeuten eine der schwersten Formen der Verletzung der Ehre (Namus) und erfordern nach dem kurdischen Sittenkodex die Bestrafung des Angreifers... Der Sittenkodex des Namus bedingt, dass über sexuelle Misshandlungen und Demütigungen nicht gesprochen wird.“

1.3 Die Solidarität und das Eigentumsrecht in ostanatolischen Gemeinschaften

Schon in den Phasen der Existenz einer ostanatolischen traditionellen Solidargemeinschaft, in denen sie ohne Bedrohung ihrer politisch-ökonomischen Situation und ohne Beeinträchtigung ihrer „Ehre“ lebt, wird der Lebenszusammenhang der Gemeinschaft in der Tatsache demonstriert, dass das jeweilige Eigentum von Mitgliedern der Solidargemeinschaft unter bestimmten Bedingungen von anderen Mitgliedern in Anspruch genommen werden kann. Die Gemeinschaft lebt aus dem Wissen um die „ideale“ Verpflichtung, durch teilweise oder vollständige Aufgabe von individuellen Eigentumsrechten zur politisch-ökonomischen Stabilität der ganzen Gemeinschaft beitragen zu müssen. Die Mitglieder der Solidargemeinschaft sind zur gegenseitigen Hilfe verpflichtet und können diese Hilfe untereinander auch in Anspruch nehmen.

In diesen Bereich der Verpflichtung zur vollständigen oder teilweisen Aufgabe von individuellen Eigentumsrechten gehört nach Wießner (1996) auch „das Eintreten von Mitgliedern der Solidargemeinschaft in die Schuldhaftung eines anderen Mitgliedes, auch wenn sie nach den Vorgaben des offiziellen gültigen Rechtes dazu nicht verpflichtet sind.“

Dieser Verpflichtung zur teilweisen Aufgabe von Eigentumsrechten haben sich die Mitglieder einer Solidargemeinschaft in verstärktem Maße in Krisensituationen zu stellen, wenn die politisch-ökonomische Existenz der Solidargemeinschaft gefährdet ist; dazu gehört auch der Verlust der „Ehre“.

Auch wird berichtet, dass bei Blutrachetaten jüngere oder auch ältere Personen von der Solidargemeinschaft ausgewählt werden, deren Abwesenheit wenig ökonomischen, sozialen und politischen Schaden bewirkt.

1.4 Gerüchte als Mechanismus zur sozialen Kontrolle

In Solidargemeinschaften, die soziale Randgruppen darstellen, haben Gerüchte, Klatsch und Unwahrheiten als Mechanismen zur Absonderung, Ausgliederung oder zur sozialen Kontrolle eine wichtige Bedeutung.²

Es sei noch bemerkt, dass ich unter einer sozialen Randgruppe eine Gruppe von Menschen verstehe, die gemäß der herrschenden Werte- und Normvorstellungen in der Regel durch eines oder mehrere Merkmale (ethnisch, rassistisch, religiös, etc.), durch Unterprivilegierung, Disprivilegierung, Diskriminierung, Verfolgung oder Vernichtung von der herrschenden Gesellschaft mehr oder weniger dauerhaft oder sogar traditionell benachteiligt wird. Im Sinne dieser Definition wurden z.B. die Yeziden diskriminiert, verfolgt und vernichtet. Zu diesem Zweck wurden Mechanismen von Gerüchten

² vgl. E.R. Wiehn (1994).

und Unwahrheiten eingesetzt. In solchen Fällen geht es immer auch darum, die Position und Macht der herrschenden Gruppe oder Gemeinschaft zu stärken.

In seinem Exposé zur Blutrache weist Wießner (1996) darauf hin, dass in traditionellen ostanatolischen Gesellschaften die inoffizielle Rede als „Klatsch“ der sozialen Kontrolle dient. Da die soziale Kontrolle wesentlich von dem fast allgegenwärtigen Misstrauen her mitbestimmt ist, entstehen durch Klatsch und Gerüchte, die als mündliche Nachrichten verstanden werden können, „Tatsachen“ oder Nachrichten, über welche die Gemeinschaft kommuniziert und, je nach Bedeutung, ein gelerntes Verhaltens- und Handlungsprogramm hervorruft.

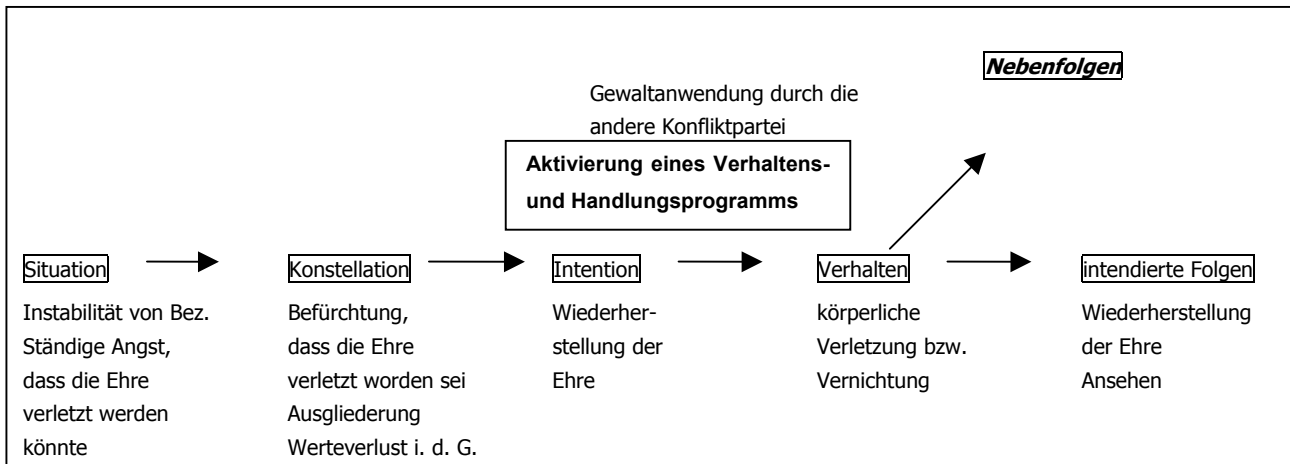


Abbildung 1: „Ehrverletzung“ auf kognitiver Ebene

In Abb. 1 ist eine vermutete Ehrverletzung schematisch dargestellt, wobei die auslösende Situation, z.B. Gerüchte über eine unerlaubte Beziehung, die weiteren Schritte automatisch auslöst. Konstitutiv für diesen Automatismus ist meist die Befürchtung, dass allein durch ein Gerücht die Ehre in der Öffentlichkeit bereits verletzt worden sei und man einen Gesichtsverlust erleide. Deshalb wird es die Intention sein, diese Ehre, vor allem in der Öffentlichkeit, wiederherzustellen. D.h., dass eine Aktion, eine Handlung erfolgen muss. Die Gegenpartei (eine Person oder eine Gruppe) wird damit zum Ziel, indem versucht wird, durch verschiedene Formen der Reaktion die Ehre wiederherzustellen. Die Formen der Wiederherstellung der Ehre können Verletzung bzw. Vernichtung einer „wertvollen“ Person aus der Gegenpartei sein oder auch Raub von Eigentum oder einer Frau (meist unverheiratet). Hierbei geht es um den Versuch der Wiederherstellung der Ehre in der Öffentlichkeit. D.h. die Solidargruppe oder Gesellschaft muss bemerken, dass die Gegenseite einen Verlust erlitten hat. Das eigentliche unbewusste Ziel solcher Auseinandersetzungen ist die ökonomische Vernichtung bzw. ökonomischer Verlust. Durch die Ehrverletzung verliert die Person oder die Gruppe Beziehungen in der Solidargruppe, die dann auch zu ökonomische Konsequenzen führen. Personen weigern sich z.B., ihnen zu helfen, auf ihrem Land Felder zu bebauen etc.

Als letzte Instanz, welche Gerüchte abweisen oder als Wahrheit hinnehmen kann, ist die religiöse Führung, der Ältestenrat, der Großgrundbesitzer oder Persönlichkeiten mit Macht zuständig. Diese wiederum setzen selbst diese Gerüchte in die Welt, um damit ihre Position und Macht zu stärken oder zu bestätigen.

Aus diesem ständigen Leben mit Gerüchten und unter diesem ständigen Druck, sich mit den durch sie übermittelten vorgeblichen Tatsachenmitteilungen auseinander setzen zu müssen, entstehen bei den Mitgliedern der Solidargemeinschaften in Ostanatolien Zwänge, bzw. ein Verhaltens- und Handlungsprogramm wird hervorgerufen, dem sich die Individuen und die verschiedenen sozialen Verbände unterwerfen und nach dem sie handeln.

In der Gesellschaft entwickeln sich Abwehrhaltungen, aus denen heraus man die in den Gerüchten enthaltene vorgebliche Tatsachenmitteilung als der Wahrheit nicht entsprechend oder als zumindest potentiell unwahr beurteilt und auf Tatsachen verweist, die dieser vorgeblichen Wahrheit widersprechen sollen. Dadurch wehrt man sich gegen Handlungen, die sich aus der Anerkennung der im Gerücht übermittelten vorgeblichen Wahrheit zwangsläufig ergeben müssten und die sich unter Umständen negativ auf die eigene Existenz oder auf das Leben der Solidargemeinschaften auswirken könnten.

1.5 Ausgliederungsprozesse in einer ostanatolischen Gemeinschaft

Der Anlass für eine Blutrache ist in der Regel die Verletzung der Ehre einer Solidargemeinschaft. Der Vollzug der Blutrache ist Pflicht der gesamten von der Ehrverletzung betroffenen Solidargemeinschaft, die rechtlich durch den Vorstand vertreten ist.

Diese Tatsache wurde in der Vergangenheit auch in den – wechselnden – Rechtsbestimmungen im Osmanischen Reich anerkannt: Eine Blutrache hatte zur Folge, dass die gesamte in einer rechtlichen Bindung an den Vorstand der Gemeinschaft organisierte Solidargemeinschaft in die Haftung genommen wurde. Die die Solidargemeinschaft betreffende Strafe war in der Regel die Verbannung aus den angestammten Siedlungsräumen. Das osmanische Recht nahm nicht den rechtlichen Vertreter der in eine Blutrache verwickelten Solidargemeinschaft oder nur den unmittelbaren Täter in die Haftung, sondern die Gemeinschaft als ganze. Auch heute noch werden z.B. im Irak an Stelle von Kurden, die sich irgendwie gegen die irakische Regierung aufgelehnt haben, aber nicht im Einzugsbereich leben, ihre nächsten Verwandten verhaftet.

Die Gesetzgebung der türkischen Republik gab dieses Prinzip der Gruppenhaftung auf und qualifizierte die Blutrache als Mord. In die Haftung genommen werden der oder die unmittelbaren Täter.

Durch die Art, wie Blutrachetaten ablaufen, sind sowohl die Bestimmungen der osmanischen Gesetze zur Blutrache wie auch die Qualifikation der Blutrache als Mord in der Türkischen Republik verständlich. Das Osmanische Recht ging davon aus, dass die gesamte Solidargemeinschaft für eine Blutrachetat verantwortlich ist und nahm daher die gesamte Solidargemeinschaft mit in die Haftung; die Gesetzgebung der türkischen Republik anerkennt die Tatsache, dass eine Beteiligung von Mitgliedern der Solidargemeinschaft an der unmittelbaren Tat mit polizeilichen Mitteln und mit den Mitteln einer Strafprozessordnung nicht oder sehr schwer nachgewiesen werden kann. Sie nimmt daher nur den oder die Mitglieder der Solidargemeinschaft in Haftung, denen eine unmittelbare Beteiligung an der Tat nachgewiesen werden kann.

Den größten Teil der zur Entscheidung anstehenden Streitfälle bilden gewöhnliche zivilrechtliche Fragen, z.B. Dispute über die Einhaltung mündlicher Handels- oder Pachtverträge, die Aufteilung von Erbschaften, insbesondere von Land, oder die Nutzung von Weidearealen.

Bei denjenigen Fällen, die zur Blutrache führen, handelt es sich um schwere Verstöße gegen das allgegenwärtige Respektgebot, d.h. um Fälle erheblicher Beleidigung der persönlichen oder familiären Ehre (z.B. Entführung, Mord, sexuelle Beziehungen, Ehebruch). Die Blutrache ist dabei in der traditionellen Rechtsauffassung kein strafbares Vergehen. Die Verurteilung wegen eines Ehrendelikt (z.B. Blutrache, Totschlag, Körperverletzung) hat keinen Einfluss auf das Ansehen des Täters in seiner soziologischen Gruppe. Zu Blutrache verpflichtet sind alle Glieder der in ihrer Ehre beleidigten soziologischen Gruppe; Opfer können infolge des Prinzips der Sippenhaftung nicht nur der Täter sondern alle (männlichen) Mitglieder der soziologischen Gruppe des Täters werden. Sich dieser Aufgabe zur Wiederherstellung der Ehre zu entziehen, hat eigenen Ehrverlust zur Folge: Die Integrität der soziologischen Gruppe ist höher zu achten als das bloße eigene Leben. Vom Familienmitglied wird die Bereitschaft zur Hingabe des Lebens, dessen „unproduktive Verausgabung“, gefordert.

Die Existenz einer staatlichen Gerichtsbarkeit außerhalb der traditionellen Rechtsordnung hat die Blutrache in Ostanatolien nur begrenzen, nicht aber beseitigen können. Das staatliche Recht besitzt für die Beteiligten erhebliche Lücken, die zwangsläufig zum Fortbestand der traditionellen Institutionen und Entscheidungsmechanismen führen.

Das Prinzip der Sippenhaft ist nach gegenwärtigen europäischen Rechtsnormen nicht fassbar. Weiter schreibt Wießner: „Während die moderne europäische Rechtstradition die Gleichheit vor dem Gesetz postuliert, wird das Rechtsverständnis der traditionellen ostanatolischen soziologischen Gruppen von der Grundannahme einer faktischen Ungleichheit bestimmt, die sich aus der stark hierarchischen Schichtung der Gesellschaft ergibt.“ Nicht jeder Tötungsfall wiegt gleich schwer, sondern die Persönlichkeit des Toten und seine Stellung innerhalb der soziologischen Gruppen bestimmen den weiteren Verlauf des Konfliktes und dessen Lösung. Selbst falls ein staatliches Gericht einen Täter, dem die Ermordung einer im traditionellen Verständnis höher stehenden Person nachgewiesen wurde, zu einer langen Haftstrafe verurteilt, wird die Familie des Opfers erhebliche Nachforderungen an die Familie des Täters stellen, um die hierarchische Differenz auszugleichen. Ein solcher Anspruch besteht wiederum nach europäischem Rechtsverständnis nicht. Grundsätzlich gilt im Rechtsverständnis traditioneller soziologischer Gruppen Ostanatoliens, dass eine Tötung nur durch eine Tötung ausgeglichen werden kann. Wird ein Täter durch staatliche Organe zu einer Haftstrafe verurteilt, weil die staatliche Gesetzgebung die Todesstrafe nicht kennt oder mildernde Umstände der Verhängung dieser Strafe entgegenstehen, so bleibt in der Regel die Verpflichtung zur Tötung des Täters (oder eines Gliedes seiner soziologischen Gruppe) bestehen, da die Ehre im Grunde nur durch eine Tötung wiederhergestellt werden kann.

Bei einer „europäischen“ Beurteilung der Blutrache lässt sich folgende Konfliktsituation skizzieren: Die von einem Ehrkonflikt betroffene Familie ist dazu verpflichtet, ihre Ehre wiederherzustellen – die Familie des Bluträchers und der Bluträcher wissen um die Unmöglichkeit der Wiederherstellung der Ehre durch die staatlichen Gerichte – der Bluträcher

steht unter dem Zwang, die Wiederherstellung der Ehre in die eigene Hand zu nehmen – der Bluträcher steht unter dem Zwang, gegen die staatlichen Gesetze zu handeln und sich dadurch selbst mehr oder weniger zu vernichten. Nach europäischem Verständnis geht im Handeln des Bluträchers in Ostanatolien politische Rationalität Hand in Hand mit sozialer und ökonomischer Irrationalität: Wegen der Familienehre bleibt dem Täter in seiner, nach europäischem Verständnis tragischen Lage nur der Ausweg partieller oder völliger Selbsterstörung. Blutrache ist Selbstaufgabe und Selbsterstörung zu Gunsten eines traditionellen Ideals.

2. Konfliktlösungen und –begrenzungen

Die Methoden der Konfliktlösung bzw. -begrenzung sind vielfältig. Sie reichen von zeichenhaften Handlungen (Verbalien, Einsetzen von Frauen, deren Tun „inoffiziell“ ist und doch gleichzeitig den Konflikt deeskaliert) bis hin zur Delegation der Konfliktbereinigung an Dritte. Als Dritte kommen dabei sowohl staatliche Instanzen (Polizei, Staatsanwaltschaften und Gerichte) in Frage wie auch die o.g. Schlichter.

Die Schlichter müssen bestimmte Voraussetzungen erfüllen: Bei Konflikten innerhalb der Familie hat in erster Linie das älteste männliche Familienmitglied diese Aufgabe wahrzunehmen. Bei Auseinandersetzungen zwischen Familien, die derselben Großfamilie zuzurechnen sind, aber durch kein gemeinsames lebendes Mitglied mehr verbunden sind, kann das Oberhaupt der Familie, d.h. die älteste oder angesehenste Persönlichkeit der politisch führenden Familie, mit der Entscheidung beauftragt werden. Stehen der Wahl eines solchen Schlichters etwaige Spannungen entgegen, die sich aus dem Konkurrenzverhältnis zwischen den einzelnen Familien ergeben, so werden sich die Konfliktparteien um einen „neutralen“ Schlichter bemühen, von dem man annimmt, dass er an den internen Streitigkeiten nicht beteiligt ist; für die Auswahl des Schlichters und für dessen Verfahren ist entscheidend, dass keiner der vom Schlichtungsspruch betroffenen Parteien eine (weitere) Statureinbuße erleidet. Daher bietet sich in erster Linie eine lokale religiöse oder außerhalb der Hierarchie der betroffenen soziologischen Gruppen angesiedelte Persönlichkeit als Schlichter an. In Südostanatolien fällt diese Rolle sehr oft einem Sheikh, dem Agha, einem Offizier oder einer Persönlichkeit aus der Politik zu. In jüngerer Zeit beansprucht sehr oft die PKK, die sich als politische Vertretung aller Kurden versteht, die Rolle des Schlichters. Der oder die Schlichter müssen von beiden Konfliktparteien anerkannt werden. Sie sollten unabhängig sein und beide Konfliktparteien gleich behandeln. Die Frage der Schuld steht nicht zur Diskussion. Vielmehr geht es um den Versuch einer Annäherung beider Konfliktparteien. Hierbei ist es wichtig, dass der Schlichter bereits Erfahrungen mit Schlichtungen hat und auf die Einhaltung der üblichen Rituale achtet. So sollte z.B. ein Schlichter wissen, dass sich Solidargemeinschaften in Ostanatolien immer noch über den urtümlichen Ritus gemeinsamen Essens und Trinkens begründen und durch die zeremonielle Perpetuierung dieses Ritus die Gemeinschaft bzw. eine Bindung stabil gehalten oder neu manifestiert wird. Die Zusammensetzung der Essgemeinschaft und die Art des Essens demonstriert die Einheit der Solidarverbände und die Hierarchie der gegenseitigen Bindungen und Verpflichtungen. Dies gilt vom Essen in der Kleinfamilie bis zum – fast rituellen – gemeinsamen Essen von Segmenten der Dorfgemeinschaft oder der gesamten Dorfgemeinschaft. In der ostanatolischen traditionellen bäuerlichen Gesellschaft wird die Solidargemeinschaft grundsätzlich durch das Angebot des rituellen gemeinsamen Teetrinkens zu Anfang und zum Abschluss des Beisammenseins begründet bzw. demonstriert. Diese Funktion dieses Ritus wird von Menschen aus diesem Gebiet auch weiterhin in Deutschland eingehalten und bewahrt.

So kann man z.B. bei ersten Treffen der beiden Konfliktparteien davon ausgehen, dass ein gemeinsames Essen nicht stattfindet, um keine Bindung oder Verpflichtung einzugehen.

Als weitere gute Voraussetzungen für eine erfolgreiche Schlichtung wären möglicherweise die Fähigkeit eines Schlichters zur Kommunikation, Problemlösungskompetenz und gute kulturelle und religiöse Kenntnisse zu nennen.

Die Individuen (auch Mitglieder der Schlichtergruppe) sind im Interesse ihrer eigenen Lebensführung und ihres eigenen Lebensstandards nicht immer bereit, sich den Verpflichtungen zu unterwerfen, durch deren Anerkennung und Befolgung die Gemeinschaft organisiert wird und am Leben erhalten werden soll. Jedes Mitglied der Gemeinschaft hat auch ein eigenes politisches und ökonomisches Interesse. Es besteht grundsätzlich die Gefahr, dass dieses Interesse bei einzelnen Mitgliedern der Gemeinschaft gegenüber dem Interesse der Solidargemeinschaft überwiegt oder dem Interesse der Solidargemeinschaft zuwiderläuft. Daher sind die Mitglieder der Gemeinschaft dazu gezwungen, ihre Gemeinsamkeit immer wieder zu demonstrieren. Die Aufgabe fällt generell in einer Dorfgemeinschaft den religiösen Führern und dem Ältestenrat zu. Diese Struktur verliert in Deutschland immer mehr an Bedeutung.

Der Verdacht, das Gerücht oder auch eine Tatsache kann erst durch das von einer verbindlichen Autorität ausgesprochene Urteil beseitigt werden, dass die Vorwürfe unberechtigt sind. Daher wurde, wie oben bereits geschildert, der Schlichter oder Ältestenrat eingesetzt.

Blutrache wird auch von Großgrundbesitzern immer wieder als Herrschaftsinstrument eingesetzt, in dem z.B. zur Landgewinnung oder Machterweiterung bestimmte Dörfer oder Stämme mit dieser „Methode“ gegeneinander ausgespielt

werden. Der ökonomische Gewinn geht meist an die höchsten Autoritäten, wie z.B. den Großgrundbesitzer oder den Staat.

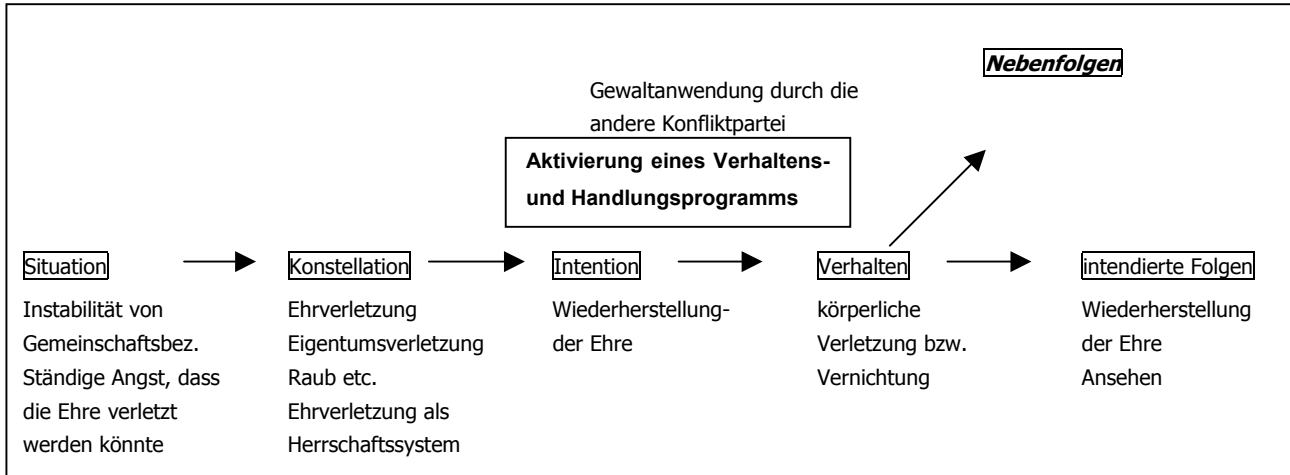


Abbildung 2: Tatsächlich vorliegende „Ehrverletzung“

Neutraler formuliert kann unter einem Konflikt die Unvereinbarkeit von Handlungen oder Handlungswünschen verschiedener Akteure, den so genannten Konfliktparteien, verstanden werden (vgl. Kempf, 1989). Fallen die Konfliktparteien in ein und derselben Person zusammen, so kann man auch von einem inneren Konflikt sprechen (z.B. Ehrbegriff und aus der Herkunftskultur stammende Vorstellungen, die verinnerlicht sind).

Unvereinbarkeit von Handlungen bedeutet, dass zumindest eine der Handlungen die andere(n) entweder in ihrer Durchführung oder in der Erreichung der damit verbundenen Handlungsziele behindert oder ganz verhindert. Von einer Konfliktlösung kann folglich dann die Rede sein, wenn die Handlungen bzw. Handlungswünsche der Konfliktparteien miteinander vereinbar gemacht werden.

2.1 Konfliktlösung durch Änderung der Mittel

Bei Gefährdung des Familienstammes, d.h. Verlust von Eigentum, Männern/Kriegern und Frauen kann eine Lösung ohne „Gesichtsverlust“ angenommen werden. Dies kann als eine übergeordnete Dimension verstanden werden. Bei der in Abb. 2 dargestellten Konstellation wäre eine Konfliktlösung ab dem Punkt „Intention“ möglich. Hier geht es darum, andere „Wege“ für die Wiederherstellung der Ehre zu finden. Dabei wird abgewogen, wie hoch oder niedrig der eigene Gewinn bzw. Verlust ist. Eine Blutrache nur um der Blutrache willen zu führen, wäre auch in diesem System unsinnig, da dadurch ein höherer „Ehrverlust“ erlitten werden kann, wenn z.B. der Stamm seine Weidegebiete oder Dörfer verliert oder eine Familie viel mehr Söhne als „geplant“. Zunächst versucht die geschädigte Seite, den Konflikt so weit hochzuziehen, bis sie glaubt, entsprechend entschädigt zu werden und gleichzeitig der Gegenpartei so viel Angst zu machen, dass sie wiederum Sorge um ihr Eigentum hat. Mit diesem Wissen kann am diesem Punkt eine Vermittlergruppe in die Verhandlungen zwischen beiden Parteien eintreten.

2.2 Verhandlungen/Schlichtung

Erfolgreiche Verhandlungen hängen von vielfältigen Bedingungen ab, nicht zuletzt von der Bereitschaft der in den Konflikt verwickelten Parteien, durch Reden und Verhandeln eine Einigung zu erzielen. Oft wächst die Bereitschaft aus einem Patt oder übergeordneten Interessen heraus, in der jeder weitere Konflikt zu einer Schwächung führen könnte.

Schlichtung kann grob definiert werden als Intervention einer dritten Partei in einem Konflikt mit dem Ziel, den Konflikt durch Verhandlungen zu regeln und zu lösen. Ziel der Verhandlung kann im ersten Schritt erst einmal die Bereitschaft beider Parteien sein, mit den Schlichtern zu sprechen. Erst diese Bereitschaft ermöglicht weiteres Vorgehen, wie z.B. Verhandlungen etc.

Idealerweise würden zunächst getrennte Gespräche mit den Konfliktpartien geführt, um eine erste Annäherung zu schaffen und damit auch die Rahmenbedingungen für möglicherweise weitere Schritte. Hierbei können in kleinen Zwischenschritten Boten und Übermittler indirekt in Aktion treten. Bestimmte Frauen im Dorf könnten z.B. beim gemeinsamen Wäschewaschen oder bei der Feldarbeit einige Informationen weitergeben, um damit auch die Stimmung abzuschätzen. Diese Vorinformationen sind für die Schlichter besonders wichtig, um die beiden Konfliktparteien und ihre Interessen einschätzen zu können.

Ein erster wichtiger erkennbarer Schritt wäre die Eingrenzung des Konfliktes, wie z.B. die Einhaltung eines Waffenstillstandes. Verschiedene Treffen an neutralen Orten und späteres gegenseitiges Besuchen würden weitere Schritte einer Schlichtung sein.

Die Einigung wird in der Regel in der Öffentlichkeit durch einen bestimmten Austausch zum Ausdruck gebracht. So kann es sein, dass in der Öffentlichkeit bekannt gegeben wird, dass eine bestimmte Summe Geld für die Tötung eines Menschen gezahlt wird. Dieses Geld wird auch als Blutgeld bezeichnet. Auch die Vergabe von Land ist immer wieder beobachtet worden. Eine weitere Möglichkeit ist die so genannte „Blutsverbindung“. Diese erfolgt durch die Heirat zweier junger Menschen aus den beiden Konfliktparteien. Durch die Blutsverbindung soll gewährleistet werden, dass keine weitere Blutrache folgt, da beide Parteien durch die Heirat eine Verwandtschaft und damit eine Blutsverbindung eingegangen sind.

Die oben skizzierten Konflikte sind auch in Deutschland aktuell, da seit den sechziger Jahren mehr als eine Million Menschen aus Ostanatolien als Flüchtlinge oder Arbeiter nach Deutschland immigriert sind. Immer wieder werden deutsche Gerichte vor solche Probleme gestellt. Die Blutrache und ihre Funktionalität wird immer noch von vielen Menschen aufrecht erhalten, weil bestimmte kulturelle Werte in der Diaspora eine Verstärkung erfahren. Diese Verstärkung entsteht meistens aus dem Wunsch, „das Alte zu bewahren“, und als Gegenreaktion gegen die Diskriminierung und Ausgrenzung als Fremder in der Diaspora.

Dieses Hintergrundwissen ist meines Erachtens für Gerichtsentscheidungen, polizeiliches Vorgehen und vor allem, wenn es um Prävention geht, elementar.

Literatur

Kempf, Wilhelm (1993). Konflikteskalation durch autonome Prozesse. In: Kempf, Wilhelm (ed.), *Gewaltfreie Konfliktlösungen*, Heidelberg: Ansanger.

Kempf, Wilhelm (2000). *Konflikt und Gewalt, Ursachen- Entwicklungstendenzen – Perspektiven*. Schriftenreihe des Österreichischen Studienzentrums für Frieden und Konfliktlösung – ÖSFK (Hrsg.), Münster: agenda.

Kizilhan, Ilhan (1995). *Der Sturz nach oben. Eine psychologische Studie über Kurden in Deutschland*. Frankfurt: medico international.

Kizilhan, Ilhan (1997). *Die Yeziden. Eine anthropologische und sozial-psychologische Studie über die kurdische Gemeinschaft Frankfurt*: medico international.

Kizilhan, Ilhan (2000). *Zwischen Angst und Aggression – Kinder im Krieg*. Bad Honnef: Horlemann.

Van Bruinissen, M. (1982). *Agha, Scheich und Staat*. Berlin: Parabolis Edition.

Wensinck, A.J.; Kramers, J.H. (eds.) (1941). *Handwörterbuch des Islam*, Leiden.

Wießner, G. (1996). *Stellungnahme zum Problem der Blutrache im Strafverfahren S. und D. Akan vor dem Landgericht Münster*.

Wiehn, E.R. (1992). *Soziale Randgruppen, Mechanismen der Absonderung*. In: *Brauchen wir einen Sündenbock? Gewalt als gesellschaftliche Herausforderung, Herrenalber Form*, Baden-Karlsruhe.

Zum Autor: Ilhan Kizilhan, Dr. rer. soc., Dipl. Psych., Institut für Friedensforschung –Mittlerer Osten, Autor zahlreicher Studien zu ethnischen Minderheiten im Mittleren Osten, Wissenschaftlicher Berater für mehrere Kliniken in Deutschland zur Transkulturellen Psychiatrie/Psychologie, psych. Sachverständiger, Psychotherapeut. Veröffentlichungen u.a.: „Die Yeziden. Eine anthropologische und sozialpsychologische Studie über die kurdische Gemeinschaft“ (Frankfurt/M.: medico international, 1997); „Zwischen Angst und Aggression. Kinder im Krieg“ (Bad Honnef: Horlemann, 2000). e-mail: IlhanKizilhan@t-online.de